



ORIENTIERUNG

Nr. 8 62. Jahrgang Zürich, 30. April 1998

DIE THEOLOGISCHEN ARBEITEN von Johann Baptist Metz entspringen einer engagierten und gleichzeitig kritischen Zeitgenossenschaft. Im Schlußteil seiner kürzlich in der vom Grünewald Verlag herausgegebenen Reihe «Theologische Profile» erschienenen Monographie über die Theologie von J.B. Metz schreibt Tiemo Rainer Peters:¹ «Ich gehe davon aus, daß die Metz'sche Theologie in ihren Grundzügen und Denk-voraussetzungen sehr viel konsistenter ist, als ihre wechselnden Ausdrucksformen vermuten lassen.» Was als eine Einweisung zur Lektüre der theologischen Veröffentlichungen von J.B. Metz verstanden werden kann, steht hier als Zusammenfassung nach einem vielschichtigen Durchgang durch dessen Werk. Vom Ende her ergibt sich auf den Anfang ein geschärfter Blick, den T.R. Peters in der Fortführung seines oben zitierten Satzes inhaltlich so präzisiert: «Dennoch wird sie (d.h. die Theologie, N.K.) jetzt, im Blick auf Auschwitz, gleichsam neu verankert und «justiert»: die «gefährliche Erinnerung» findet, ohne dadurch an hermeneutischem Gewicht zu verlieren, ihren unmittelbaren historischen Kontext.»

«Wo ist Gott?»

Im Rückblick erweisen sich die sechziger Jahre als eine Art Achsenzeit für die theologische Arbeit von J.B. Metz. 1961 wird im Aufsatz «Theologische und metaphysische Ordnung», wie in einem Vorspiel auf das Buch «Christliche Anthropozentrik. Über die Denkform des Thomas von Aquin» (1962) das Thema einer «mündig gewordenen Welt» intoniert, die sich nicht «gegen», sondern «durch» das Christentum in ihrer Autonomie als frei gesetzte begreift.² Programmatisch wird diese Thematik unter dem Stichwort «Politische Theologie» 1968 in den Beiträgen des Buches «Zur Theologie der Welt» entfaltet. Für die konkrete Verhältnisbestimmung von Theologie und Welt sind dabei zwei Einsichten entscheidend, und diese machen im Urteil von T.R. Peters die theologische Leistung der damals veröffentlichten Texte von J.B. Metz aus. Erstens wird der christliche Glaube nicht nur dahingehend verstanden, daß er die Welt in ihrem mündigen Charakter freisetzt. Er zeigt sich ihr gegenüber nämlich als zukunfts-gestaltende Freiheit und Verantwortung. Damit beansprucht die Theologie auf dem Feld rivalisierender Deutungen von Welt ein eigenständiges Recht der Mitsprache. Zweitens wird bereits damit die eschatologische Dimension des christlichen Glaubens sichtbar: sie erweist sich nicht als eine (vielleicht sogar religiöse) Form neuzeitlicher Zukunfts- und Fortschrittserwartung, sondern als «Hoffnung wider alles Hoffen», wie sie in den apokalyptischen Traditionen der Bibel dem Christen gegenübertritt.

Diese Zuordnung von christlichem Glauben und moderner Welt bringt auch eine qualitative Veränderung in der Verhältnisbestimmung von Theologie und Philosophie. In der Beschreibung von T.R. Peters bedeutet dies nicht nur, daß damit sich für J.B. Metz die in den sechziger Jahren vertretenen avanciertesten christlichen Geschichtsdeutungen als unzureichend erweisen mußten, sondern mit seinem Entwurf einer «Politischen Theologie» nahm er auch den für die Neuzeit grundlegenden Sachverhalt ernst, daß eine «Weltorientierung mit Hilfe christlicher Philosophie oder Theologie versagt». Die Folge davon ist, und an dieser Stelle zitiert T.R. Peters aus «Zur Theologie der Welt», daß es «jeweils neu einer theologischen Situationsvergewisserung» bedarf.

Dieser fast beiläufig zitierte Ausdruck gewinnt im Verlaufe der Darstellung zusätzlich an Gewicht, wird er doch zum Schlüsselbegriff, mit dessen Hilfe T.R. Peters den aktuellen Gehalt der theologischen Gedankengänge von J.B. Metz zu entbinden sucht. Er gestattet ihm, die einzelnen theologischen Äußerungen als vermittelt mit den geschichtlichen Erfahrungen der jeweiligen gesellschaftlichen Situation und ihren Widersprüchen darzustellen, und gleichzeitig herauszuarbeiten, daß sie sich darin nicht erschöpfen. Damit verwehrt er eine bloß historische Aneignung der Theologie von J.B. Metz. So ist ihm die Ungleichzeitigkeit des aus dem katholischen Bayern in den durch protestantische Traditionen gedämpften Katholizismus des Münsterlandes verschlagenen Theologieprofessors nicht nur einer anekdotischen Erinnerung wert. Sondern er entdeckt hier, wie J.B. Metz

THEOLOGIE

«**Wo ist Gott?**» Zu einer Monographie von T.R. Peters über die Politische Theologie von J.B. Metz – Der Aufbruch in den sechziger Jahren – Theologie und weltlich gewordenē Welt – Zur eschatologischen Dimension – Theologische Situationsvergewisserungen – Ein kritischer Traditionalismus – Eine Theologie angesichts von Auschwitz. Nikolaus Klein

BEFREIUNGSTHEOLOGIE

«**Senfkörner und Sauerteig:** Widerspruch gegen die Verleugnung der Basisgemeinden (Zweiter Teil) – Die Neuaufbrüche in der lateinamerikanischen Kirche – Zum 9. gesamtbrasilianischen Treffen der Basisgemeinden (15.–19. Juli 1997) – Ein Zeichen kirchlicher Vitalität – Stärken und Schwachpunkte der Basisgemeinden – Schritte auf eine inkulturierte Theologie hin – Notwendigkeit einer amtskirchlichen Anerkennung – Die Glaubens- und Gemeindepraxis der Armen – Ohne sie muß die Kirche sterben. Franz Weber, Innsbruck

«**Leben und Hoffnung unter den Massen:** Aus der Schlußbotschaft des 9. intereklesialen Treffens der Basisgemeinden Brasiliens – Zum Volkskatholizismus und zur Religiosität der Afrobrasilianer – Die Pfingstbewegungen – Die Ausgeschlossenen und die Basisbewegung – Das Phänomen der Massenkultur – Die indigenen Völker (vgl. Kasten).

LITERATUR

«**... wie wir den Engel leicht verloren...:**» Zu Gedichten, Prosa und Briefen von Hertha Kräftner (1928–1951) – Vor 70 Jahren in Wien geboren – Freitod im Alter von 23 Jahren – Die Erfahrung einer schleichenden Agonie im Österreich nach 1945 – Eine neue Ausgabe stellt neues Material vor – Literarisch beeinflusst durch Kafka und die französischen Surrealisten – Der Schwermut hilflos ausgeliefert – Erfahrungen mit Männern – Nüchterner Blick und unbändige Phantasie – Ein Leben jenseits jeden Kompromisses. Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri/Bern

NORDKOREA

«**Die letzte Schlacht des «Kalten Krieges»?** Beobachtungen und Überlegungen anläßlich zweier Reisen – Eine Gesellschaft der Fußgänger und Radfahrer – Das Denkmal für Kim Il Sung – Die Bedeutung polit-religiöser Liturgien – Juche als Weiterentwicklung des Marxismus-Leninismus – Der Anspruch auf eine vollständige Autarkie – Das Reisetagebuch von Luise Rinser – Auf internationale Nahrungsmittelhilfe angewiesen – Die letzte Bastion des Kalten Krieges – Vor einem Zusammenbruch? Rupert Neudeck, Troisdorf

sich seine bayrische Herkunft zu eigen machte, das Profil eines Menschen, der «sich seiner im Schutz des fremden Milieus stets neu zu versichern und daraus noch manch tiefere, korrektivische Erkenntnis zu gewinnen» versucht.

Schon diese kurzen biographischen Passagen in der Darstellung von T.R. Peters machen deutlich, daß «Vergewisserung» sich nicht als affirmative Beziehung zum jeweiligen Kontext versteht. Sie vollzieht sich als ein Korrektiv, und darin für die jeweilige Zeit als ungleichzeitig. Für die theologische Reflexion bringt dies mit sich, «die Gotteserinnerung aus der philosophisch behaupteten *schlechten* Ungleichzeitigkeit zu befreien und in eine theologisch *notwendige* zu erheben.» Um die Vielgestaltigkeit, mit der J.B. Metz dies durchführte, festzuhalten und gleichzeitig den sich dabei durchhaltenden Gestus des Korrektivischen hervorzuheben, spricht T.R. Peters sogar vom «Ungleichzeitigkeitssyndrom»: «Alle tragenden Begriffe und wirkungsvoll vorgetragenen Argumentationen seines theologischen Denkens, selbst noch das «strategische» Grundmuster des Korrektivischen, zehren von ihm.»

Daß hier das Adjektiv «strategisch» von T.R. Peters in Anführungszeichen gesetzt wurde, soll einem möglichen Mißverständnis des verwendeten Ausdrucks wehren. Der Gestus des Korrektivischen mag zwar oft die Leser bzw. die Zuhörer verblüffen, aber er wäre mißverstanden, wenn diese sich dabei begnügen würden.³ T.R. Peters verdeutlicht das, wenn er im weiteren auf J.B. Metz' Pochen auf die «Ungleichzeitigkeit des Christentums» zu sprechen kommt, und wenn er die angemessene Form ihrer Aneignung einen «kritischen Traditionalismus» bei J.B. Metz nennt. Dabei setzt T.R. Peters zweifach ein. Dort, wo er den katholischen französischen Traditionalismus des 19. Jahrhunderts nennt und den deutschen Staatsrechtler Carl Schmitt als «nachholenden Traditionalisten» einführt, und ihnen dabei zugesteht, daß sie Positionen des Katholizismus darstellten, die seine in der Neuzeit verlorengegangene öffentlich-politische Form wieder zu gewinnen versuchten – wenn auch in der unbedingt zu verwerfenden, weil die Menschen verachtenden und letztlich vernichtenden Form der in Gott gegründeten Diktatur, spricht er ohne jeden Vorbehalt von Traditionalismus. Wenn er auf die Aufklärungskritik von J.B. Metz zu sprechen kommt, setzt er behutsam an: «Von einem «Traditionalismus» möchte ich bei Metz sprechen, der sich nie gegen die Aufklärung als Ganze richtet – nur gegen deren Perversionen, Instrumentalisierungen und bürgerliche Halbierungen; der schon gar nicht für den Traditionalismus als solchen Partei ergreift, sondern in ihm die (historisch verspielte) Chance erkennt, einem in die Neuzeit aufgebrochenen Christentum sein Gedächtnis zu erhalten. Aber welches Gedächtnis?» Die Differenzierung, die hier T.R. Peters vornimmt, liegt in der kurzen Frage, mit der er diesen Abschnitt abschließt: «Aber welches Gedächtnis?»

Gefährliche Erinnerung

Diese Frage führt T.R. Peters in einem ersten Schritt zu einer konzentrierten Skizze der Position Carl Schmitts in dessen «Po-

¹ Tiemo Rainer Peters, Johann Baptist Metz. Theologie des vermißten Gottes. (Theologische Profile). Grünewald Verlag, Mainz 1998, 168 Seiten, DM 29,80; Im Herbst 1997 erschien eine Sammlung von inzwischen schwer zugänglich gewordenen bzw. teilweise noch nicht veröffentlichten Beiträgen aus den Jahren 1967 bis 1997: Johann Baptist Metz, Zum Begriff der neuen Politischen Theologie 1967 bis 1997. Mainz 1997.

² Johann Baptist Metz, Theologische und metaphysische Ordnung, in: Zeitschrift für katholische Theologie 83 (1991) S. 1 bis 14, bes. 10ff.

³ Als ein prägnantes Beispiel solch korrektivischen Zugriffs sei hier der Beginn des Beitrags «Mit der Autorität der Leidenden» zitiert: «Wir leben, so sagt man, in einer Welt des Pluralismus – der Kulturen, der Religionen, der Weltanschauungen. Was gefordert ist, sei Toleranz, sei Dialog oder Diskurs. Gewiß. Aber ist das die ganze Antwort? Gibt es nicht auch Grenzen der Toleranz und Kriterien für den Dialog? Und gibt es nicht auch Situationen, in denen die formale, die rein verfahrensorientierte Rationalität der Diskurse versagt? Wie auch immer. Der Pluralismus ist nicht einfach die Antwort, sondern zunächst die Frage und das Problem.» (in: Süddeutsche Zeitung, 24./25./26. Dezember 1997. Wochenendbeilage).

litischer Theologie», den er als einen «säkularisierten Traditionalisten» beschreibt, insofern dieser die Sensibilität des Traditionalisten für die Grenzen des Machbaren und für die Verletzlichkeit des Menschen aus dem ursprünglichen religiösen Kontext herauslöst und den Menschen der Willkür eines autoritären Führers unterwirft als der aktuellen Form «politisierter göttlicher Transzendenz». T.R. Peters zieht daraus das Fazit, daß mit Carl Schmitts Politikverständnis der Mensch «nun erst recht ein tragisches Opfer seiner kreatürlichen Schwäche, Spielball in den wechselnden politischen Verhältnissen, die seiner Selbst- und Mitbestimmung entzogen sind», werden muß. Historisch wirksam wurde Carl Schmitt mit diesen Konsequenzen seines Denkens nicht nur durch seine Tätigkeit als akademischer Lehrer während der Weimarer Republik, sondern auch als juristischer Zuarbeiter des nationalsozialistischen Regimes unter Adolf Hitler.

Auf diesem Theoriehintergrund und angesichts der historischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts gewinnt J.B. Metz' «kritischer Traditionalismus» in der Beschreibung von T.R. Peters seinen präzisieren Ort. In einem zweiten Schritt setzt T.R. Peters deshalb mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus in der neueren deutschen Geschichte ein, um daraus den Schluß zu ziehen: «Eben dieser Geschichte und Vergangenheit war deshalb eine andere, eine «neue» Politische Theologie geschuldet. Daß sie nicht etwas so Verbrauchtes und Durchschautes wie die simple Säkularisierung und Politisierung theologischer Inhalte intendieren konnte, wurde mehrfach betont. Sie mußte genuin theologisch sein: Rede von Gott. Aber inmitten einer Moderne, die die Kosten des Fortschritts notorisch verdrängt und die Menschen dadurch tödlich gefährdet.»

Diese Beobachtung von T.R. Peters steht im ersten Teil seines Buches⁴, und ihr Inhalt entspricht dem, was zu Beginn dieses Beitrags als Ergebnis eines differenzierten Durchgangs durch die theologischen Arbeiten von J.B. Metz bezeichnet wurde: «die Verankerung der Theologie im Blick auf Auschwitz.» Diese fast unterirdisch sich durchziehende Verschränkung bestimmt die komplexe Darstellungsweise von T.R. Peters: Vergewisserung vollzieht sich noch einmal im Gestus des Korrektivischen, dies nicht nur im Denken des behandelten Autors, sondern auch in der Darstellung des interpretierenden Lesers und Beobachters T.R. Peters.

Daß in diesem Zusammenhang die Problematik der Gottesrede heute in das Zentrum der Betrachtung gestellt wird, mag beim ersten Zusehen nicht überraschen. Überraschend ist, wie ihr dabei ein kritisches Potential gegen jeden totalisierenden Herrschaftsanspruch abgerungen wird. Dabei sieht J.B. Metz den Menschen nicht nur von strukturellen Gefahren bedroht, sondern indem er die Geschichte der Leiden der Menschen auch als Schuldgeschichte der Menschheit begreift, ist die Bedrohung des Menschen als seiner Befreiungstat selbst innerlich verstanden. J.B. Metz formuliert mehrfach selbst, «daß dort, wo Schuld nicht verdrängt, vergessen und weggedeutet wird, dies zur Ehre des freien und verantwortlichen Menschen geschieht». Wird auf diese Weise der Ort der Gottesrede bestimmt, dann bedeutet Rettung aus Not nicht nur «Befreiung», sondern auch «Erlösung», dann bleibt Theologie notwendig auf die Erinnerung an die Leiden der Menschen angewiesen, um darin das solidarische Handeln Gottes glaubend und hoffend anzurufen (Memoria subversiva).

Zu fragen ist heute, ob die Kraft einer «kritischen Erinnerung» noch gegeben ist, ob Gott vielleicht heute nicht auf eine «religionsfreundliche» Weise neutralisiert wird. Aus dieser Sorge beschäftigen sich die neuesten Arbeiten von J.B. Metz mit dem Thema der «Gottesvermissung», d.h. der Kritik jenes Denkens und jener Verhältnisse, die menschliches Leiden verdrängen oder verharmlosen. «Aber nun doch «Mystik des Leidens an Gott», wie sie in den Gebetstraditionen Israels begegnet», wie es T.R. Peters prägnant formuliert.

Nikolaus Klein

⁴ Im Mittelteil seines Buches bietet T.R. Peters unter der Überschrift «Suchbewegungen» aufschlußreiche Darstellungen der Beiträge von J.B. Metz zur Ökumene, Interdisziplinarität, Ekklesiologie, Ordensexistenz heute und zu einem polyzentrisch verfaßten Christentum.

SENFKÖRNER UND SAUERTEIG

Widerspruch gegen die Verleugnung der Basisgemeinden (2. Teil)

Daß die Kirche in Lateinamerika sich trotz dieser strukturellen Spannungen und pastoralen Notsituationen nicht in einer Phase des lähmenden Stillstands oder der resignierten Rückschritte befindet, sondern vor allem dort in Bewegung ist, wo sie als Kirche der Armen mit diesen auf dem Weg bleibt, ließe sich an vielen Lebensäußerungen in den verschiedenen Ortskirchen darstellen. Als besonders deutliches Lebenszeichen ist wohl das 9. gesamtbrasilianische Treffen der Basisgemeinden zu nennen, das vom 15. bis 19. Juli 1997 in São Luís, der Hauptstadt des nordostbrasilianischen Bundesstaates Maranhão, stattfand und an dem auch zahlreiche Repräsentanten aus anderen lateinamerikanischen Ländern und Gäste aus Europa und Nordamerika teilnahmen.²¹

Zeichen kirchlicher Vitalität

Die führende theologische Fachzeitschrift Brasiliens mißt diesem «Interklesialen» Treffen in mehreren Beiträgen große Bedeutung zu und erinnert daran, daß die Basisgemeinden in den letzten drei Jahrzehnten das Antlitz der lateinamerikanischen Kirche geprägt und in ihr als Sauernteig eine besondere Vitalität hervorgerufen hätten. «Trotz einiger Momente der Spannung und der Konflikte, die in jedem historischen Prozeß als normal zu betrachten sind», so wird festgestellt, «sind die Basisgemeinden durch die Hierarchie legitimiert und können mit der Anerkennung und Unterstützung der Nationalen Bischofskonferenz Brasiliens (CNBB) rechnen. Sie sind weit davon entfernt, eine parallele oder klandestine Kirchenerfahrung zu sein und behaupten sich immer mehr in ihrer vollen Kirchlichkeit.»²² Daß sich hinter solchen Stellungnahmen nicht Schönfärberei und theologisches Wunschdenken verbergen, sondern eine tatsächlich gelebte Einheit zwischen Amtskirche und Kirchenbasis, beweist der Brief der 60 Bischöfe, die in São Luís mit dabei waren, und in dem es wörtlich heißt: «Die Kraft des Geistes ist weiterhin in unseren Kirchen lebendig und wirksam. Wir katholischen Bischöfe, die wir (auf diesem Treffen) anwesend waren, haben in diesen Tagen die Kraft und Vitalität der Basisgemeinden erfahren ... Wir möchten in Einfachheit und Freude unser tiefstes Vertrauen in diese Form von Kirche bezeugen. Wir bringen unsere Dankbarkeit, unseren Respekt und unsere Wertschätzung zum Ausdruck, die wir für den beispielhaften Glauben und den Mut vieler Mitglieder der Basisgemeinden haben ...».²³ Trotz dieser entschiedenen «Sympathieerklärung» einer großen Anzahl von Bischöfen, die in den von ihnen geleiteten Ortskirchen mit den Armen hoffen und leiden und vor allem daraus ihre positive Einstellung zu dieser Gemeindeerfahrung gewonnen haben, kann man natürlich auch in Brasilien die Augen davor nicht verschließen, daß Teile der Hierarchie und des Klerus den Basisgemeinden gleichgültig, skeptisch und nicht selten auch aggressiv ablehnend gegenüberstehen.²⁴ Für jemand, der das große Treffen in São Luís selbst miterleben durfte, bestehen keinerlei Zweifel an der Lebens- und Zukunftsfähigkeit dieser Kirchenerfahrung, deren Trägerinnen und Trä-

ger bei aller Experimentierfreudigkeit für neue inkulturierte Formen der Liturgie und des Gemeindelebens so tief und fest in der Tradition katholischer Volksfrömmigkeit verwurzelt sind und meist eine auch stark emotionale Bindung an ihre Bischöfe und Priester haben, daß von dieser Seite Spaltungstendenzen ganz sicher viel weniger zu befürchten sind als bei Gruppierungen am rechten Rand der Kirche, die sich in vielen Diözesen als unüberwindbares Hindernis für eine einigermaßen einheitliche pastorale Strategie erweisen und sich nicht selten als eine Art Parallelkirche profilieren.

Wenn sich über 2500 Delegierte aus 240 verschiedenen brasilianischen Diözesen (von insgesamt 255) mit einem Viertel des Episkopats und zahlreichen Priestern und Ordensleuten zu einer solchen Versammlung zusammenfinden, wenn Menschen ihre Gemeindeerfahrungen vor Ort, ihre Freuden und Hoffnungen, ihre Trauer und Angst ... als Arme und Bedrängte «zusammenlegen» und in ausgedehnten Gottesdiensten mit einer Fülle von alten und neuen Symbolen, in Liedern und Tanz ihr Leben feiern und es unter das Wort der Bibel stellen, dann wird Kirche sakramental-zeichenhaft lebendig. Wenn Tausende meist armer Familien mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln Gasfreundschaft üben, wenn jede Pfarrei und jede kleine Gemeinde an der Peripherie von São Luís darin wetteiferte, möglichst viele Delegierte bei sich zu beherbergen und mit ihnen Gottesdienst zu feiern, wenn in zahlreichen Arbeitsgruppen zu den brennendsten Problemen in Gesellschaft und Kirche Stellung bezogen wurde und die Themen in den vielen Gruppen vor Ort vorbereitet wurden und nachbereitet werden, so hinterläßt eine solch neue Art von «Kirchenversammlung» einfach Spuren, die sich nicht so schnell verwischen lassen.

Stärken und Schwachpunkte der Basisgemeinden

Wenn es ein Charakteristikum gibt, das den unzähligen kleinen Gemeinden gemeinsam ist, die seit den sechziger Jahren in den meisten lateinamerikanischen Ländern in ganz verschiedenen kulturellen Kontexten wie Pilze aus dem Boden schossen, dann ist es ohne Zweifel ihre «Volksnähe». Die Basisgemeinden sind keine importierte Kirche, sondern Gemeinde vor Ort, Ergebnis einer gewagten und meist auch gelungenen Inkulturation des Evangeliums in die jeweilige Wirklichkeit. Ihre Basis ist zunächst die «Volkskirche» mit all ihren positiven und negativen Aspekten, die dieser pastoraltheologische Begriff unter anderen Voraussetzungen auch bei uns bezeichnet. Wo sich aber in der Begegnung mit der biblischen Umkehr- und Befreiungsbotschaft und der gesellschaftlichen Unterdrückungssituation innerhalb der traditionellen Pfarreien – und manchmal auch im Gegensatz zu ihnen – Kerngemeinden überzeugter und auch gesellschaftspolitisch engagierter Christinnen und Christen bildeten, setzten sich diese manchmal bewußt von ihrer volkskirchlichen Basis, d. h. von der großen Masse der katholisch getauften, aber nicht mehr praktizierenden Bevölkerung ab. In den letzten Jahren hat man die Gefahr, die in einer solchen «Entscheidungskirche» immer kleiner werdenden Gemeinden, klar erkannt und wieder die Annäherung an den Volkskatholizismus gesucht, der auch in den Mitgliedern der Basisgemeinden mit seiner tief in der Volksseele verwurzelten sakralen Symbolwelt indianischen und afroamerikanischen Ursprungs wirksam geblieben ist. Die Vorurteile, die auch in vielen Basisgemeinden gegen die um ihr ethnisches Überleben kämpfenden indianischen Völker und besonders gegen die schwarze Bevölkerung bestanden, wurden inzwischen durch die bewußte Hereinnahme von Elementen aus diesen unterdrückten Kulturen in die Liturgie wenigstens zum Teil überwunden. Die Kirche hat dadurch auch in den neuen Volksbewegungen, die sich für die Bewah-

²¹ Die Eindrücke, die eine Studiengruppe von Theologen und einer Theologin von diesem Ereignis gewann, sind dargestellt in: M. Scharer, Leben und Hoffnung des Volkes, in: Christlich Pädagogische Blätter 110 (1997), S. 236–238; F. Weber, F. Gruber, Ein hoffnungsvolles Miteinander, Das 9. gesamtbrasilianische Basisgemeindetreffen, in: ThPQ 146 (1998), S. 64–67; F. Weber, Eine Kirche, die Mut macht. Treffen der brasilianischen Basisgemeinden 1997, in: Diak 28 (1997), S. 416–420; ders. Hrsg., Frischer Wind aus dem Süden, Impulse aus den Basisgemeinden, Innsbruck-Wien 1998.

²² CEBs: As massas, um desafio para a Igreja, in: Perspectivas teológicas 29 (1997), S. 149 (Editorial).

²³ Carta dos Bispos (Flugblatt), São Luís, Juli 1997.

²⁴ J.B. Libânio, O IX Encontro Intereclesial das CEBs. São Luís do Maranhão – Julho de 1997, in: Perspectivas teológicas 29 (1997), S. 225.

Leben und Hoffnung unter den Massen

Aus der Schlußbotschaft des 9. Interekklesialen Treffens der Basisgemeinden Brasiliens (São Luís, Maranhão, 15. bis 19. Juli 1997):

Im folgenden wollen wir aus jedem Themenbereich die wichtigsten Ereignisse mitteilen.

Der Volkskatholizismus:

In diesem Themenbereich haben wir folgendes hervorgehoben: Die Kirchlichen Basisgemeinden stehen auf dem Boden des Volkskatholizismus. Sie sind Räume, in denen sich alte Erfahrungen erneuern und in denen abgestorbene Wurzeln neu keimen und neue Zweige mit prächtigen Blüten und nahrhaften und schmackhaften Früchten für unsere Zeiten hervorbringen.

Der Sauerteig, den die Kirchlichen Basisgemeinden innerhalb des Volkskatholizismus darstellen können, besteht daraus, die Bibel im Leben so lesen zu lernen, daß daraus ein gesellschaftsveränderndes Handeln entsteht. Andererseits können die Kirchlichen Basisgemeinden aus dem widerstandsfähigen Glauben, aus dem großen Reichtum an Symbolen und aus den vielfältigen religiösen Ausdrucksformen des Volkskatholizismus schöpfen.

Die Religiosität der Afro-Brasilianer:

In diesem Themenbereich haben wir einige sehr wichtige Punkte erkannt, die dabei helfen können, Vorurteile und bestehende Diskriminierungen abzubauen: Stark beeindruckt haben uns die verschiedenen Zeugnisse schwarzer Schwestern und Brüder, die uns von der Bedeutung und der Kraft der afrikanischen Riten erzählten.

Wir haben festgestellt, daß wir die Welt der afro-brasilianischen Religionen mit all ihren verschiedenen Ausdrucksweisen («das congadas aos terreiros») besser kennenlernen müssen. Nur so können wir eine rein folkloristische Betrachtungsweise überwinden. Tatsächlich besteht in den Kirchlichen Basisgemeinden bereits eine gewisse Offenheit gegenüber den afro-brasilianischen Religionen. Wir wissen jedoch, daß diese Beziehung nicht einfach ist, hoffen aber auf die Führung des Geistes Gottes.

Die Pfingstbewegungen:

Auch hier ist uns einiges deutlich geworden: Wir müssen Vorurteile überwinden gegenüber den Pfingstkirchen und innerhalb der katholischen Kirche gegenüber charismatischen Erneuerungsbewegungen. Um miteinander ins Gespräch zu kommen, ist es sinnvoll, von der Praxis des gemeinsamen Alltags und den konkreten Aktionen zum Wohle des Volkes auszugehen. Grundlage dafür ist die Bibel. Nur so kann ein neuer Weg des ökumenischen Dialogs und der gemeinsamen Praxis entstehen. Allein die Tatsache, daß Schwestern und Brüder aus den Pfingstkirchen unter uns waren, ist ein Zeichen dafür, daß der Geist Gottes unsere ökumenische Gemeinschaft will.

Die Ausgeschlossenen und die Basisbewegungen:

Dieser Themenbereich beschäftigte sich mit einer der wichtigsten Fragen der gegenwärtigen Welt: Wir haben gesehen, daß heute die schlimmste gesellschaftliche Ausgrenzung darin besteht, den Menschen die Arbeitsmöglichkeit zu rauben, sei es durch den Verlust des eigenen Landes oder des Arbeitsplatzes. Diese Situation erzeugt Gewalt und führt zur Zer-

störung der Familien. Wir haben auch festgestellt, daß die wesentlichen Ursachen für diesen völligen Ausschluß vom wirtschaftlichen und auch vom gesellschaftlichen Leben im System des Neoliberalismus liegen. Dieser ist ein Weg des Todes: Er begünstigt nur den Markt und diejenigen, die im Wettbewerb überleben. Das Leiden der breiten Masse des Volkes nimmt er nicht wahr. Von solch neoliberaler Art ist die Politik der gegenwärtigen Regierung. Sie sieht nur das Geld und vergißt das Soziale («Só vê o Real e esquece o Social») wie zum Beispiel im Falle der Landreform, die vor allem von der Landlosenbewegung (MST) immer wieder gefordert wird. Im Kampf gegen das neoliberale System bitten die Basisgemeinden um eine stärkere Unterstützung durch die Brüder Bischöfe, die Priester, die Pfarrer, die Assessorinnen und Assessoren und die apostolischen Bewegungen, vor allem was den konkreten Einsatz und neue Wege im sozialen und politischen Bereich betrifft.

Die Massenkultur:

In diesem Themenbereich wurden folgende Punkte hervorgehoben: Obwohl wir um die Bedeutung der Massenkommunikationsmittel für die Basisbewegungen wissen, sehen wir doch, daß sie eher dahin tendieren, den neoliberalen Weg zu unterstützen, indem sie das breite Volk manipulieren. Wir sind dabei zu lernen, wie wir den Einsatz dieser Kommunikationsmittel, vor allem das öffentliche Radio, alternative Filme und kleine Gemeindezeitungen kompetenter und besser nutzen können. Jedoch bedürfen wir der Unterstützung durch eine basisorientierte und befreiende Politik der Massenkommunikationsmittel.

Die indigenen Völker:

Dieser Themenbereich richtete an uns alle einige sehr starke Appelle: An den sorgfältigen Umgang mit der Natur, besonders mit der Mutter Erde und ihrem «Blut», dem Wasser, erinnerte unser Bruder Tremembé: «Ohne die Mutter Erde sind wir und seid ihr nicht.» Die indigenen Völker sind nach wie vor unsere Lehrmeister in einer ökologischen Lebensform. Diese wurzelt in den Tiefen ihrer Spiritualität.

Die indigenen Schwestern und Brüder haben festgestellt, daß die Kirche in Brasilien bis heute, vor allem in ihrer Liturgie, wenig von dem großen Reichtum und der Vielfalt der indigenen Kulturen und Riten angenommen hat. Sie hoffen, daß die Kirchen weiterhin die Demarkierung der indigenen Ländereien und den Abzug der Invasoren verteidigt. Sie erwarten, daß die Kirche auch ihre Mythen, Riten und ihre Spiritualität achtet.

Die indigenen Schwestern und Brüder betonen, daß ihr Kampf eingeschlossen ist in den großen Weg des Volkes Gottes. Sie sind ein lebendiger Teil dieses Volkes und verdienen unsere Aufmerksamkeit und Solidarität. Sie fordern, daß die Indigenapolitik weiterhin eine Angelegenheit der Bundesregierung, aber unter Federführung der indigenen Bevölkerung selbst bleibt.

Text: DIAL 2173 (1.-15. September 1997); deutsch in: Weltkirche 17 (1997) S. 219-222, hier 220ff. (übersetzt von W. Schürger, F.-J. Röhr und F.-Th. Sonka).

rung und Wiedereutdeckung kultureller Identität bemühen, an Glaubwürdigkeit gewonnen, die freilich immer wieder durch die Unfähigkeit mancher Kirchenkreise zum interkulturellen und interreligiösen Dialog beeinträchtigt wird. Auf dem Treffen in São Luís wurden diesbezüglich wiederum neue Schritte inkulturiert Liturgie gewagt, die sicher in die Gemeinden vor Ort zurückwirken werden. Dem Leben und Leiden der unteren Volksschichten nahe sind die Basisgemeinden auf besondere Weise durch die Verwirklichung der vorrangigen Option für die Armen an der Basis. Die Parteinahme für die gesellschaftlich Unterdrückten und Ausgeschlossenen, vor allem auch die Teilnahme am Kampf der Landlosen um ein Stück Grund und Boden hat in den letzten Jahrzehnten viele das Leben gekostet. Die große Stärke und Glaubwürdigkeit dieser «Basiskirche» liegt darin, daß sie eine Kirche der Märtyrer ist.

Daß in São Luís ein anglikanischer Bischof und 58 Pastorinnen und Pastoren aus verschiedenen protestantischen Kirchen anwesend waren, die sich zum Teil auch aktiv an den Vorbereitungsarbeiten beteiligt hatten und in die Liturgie des Treffens einbezogen waren, unterstreicht die ökumenische Ausrichtung der Basisgemeinden, die sich neuerdings auch um eine Annäherung an die Pfingstkirchen und pentekostalen Sekten bemühen, vor allem aber auch die Zusammenarbeit mit der katholischen charismatischen Bewegung suchen. So verkörpern die Basisgemeinden in einer Zeit, in der fundamentalistische Strömungen innerhalb und außerhalb der Kirche an Einfluß gewinnen, eine in

jeder Hinsicht dialogbereite Kirche, die sich inmitten zahlreicher Polarisierungen auf universal-, regional- und ortskirchlicher Ebene um eine innerkirchliche Gesprächs- und Konfliktkultur bemüht, die in der brasilianischen Kirche immer wieder ihre Früchte trägt²⁵, obwohl es auch dort innerhalb der Bischofskonferenz aufgrund der restriktiven Verdrängungsstrategie der zentralen Kirchenleitung immer schwieriger wird, die dringend zur Lösung anstehenden pastoralen Strukturprobleme offen anzusprechen. Den Preis dafür bezahlen in erster Linie die vielen kleinen Gemeinden der Armen, die in dieser Situation wirklich auf schwachen Beinen stehen gelassen werden. Gewiß, sie leben aus der Begegnung mit dem Wort Gottes, haben aber zur Kraftquelle der Eucharistie und der übrigen Sakramente nur selten Zugang. Werden die vielen einfachen Frauen und Männer, die vor Ort de facto längst Gemeindeleiterinnen und Gemeindeleiter sind, auf die Dauer die Kraft haben, «ehrenamtlich hauptamtlich» praktisch die ganze Last der Pastoral zu tragen, ohne dafür amtlich beauftragt zu sein? Vergißt man «oben in der Kirche», daß «die da unten an der Basis» ja auch mit ihren Familien das Los der Armen tragen und täglich um ihr Überleben kämpfen müssen und deshalb bei aller Einsatzbereitschaft den Leitungsaufgaben in den Gemeinden nur einen Teil ihrer Zeit widmen können?

²⁵ Vgl. dazu F. Weber, Kirchenträume oder reale Kirchenerfahrungen? Beobachtungen zur gegenwärtigen Situation der brasilianischen Basisgemeinden, in: Orientierung 59 (1995), S. 63-67, bes. 66f.

Die Schwäche der Basisgemeinden besteht, wie der bekannte brasilianische Bischof Dom José Maria Pires schon vor Jahren anmerkte, darin, daß ihre Existenz im Kirchenrecht nicht vorgesehen ist. Sie haben keine eigenen Amtsträger, die die regelmäßige Feier der Eucharistie und der übrigen Sakramente gewährleisten können. «Sie hängen immer vom guten Willen des Pfarrers oder Bischofs ab. Wenn der eine oder andere sie nicht akzeptiert, wird es ihnen kaum gelingen, auf längere Zeit zu überleben.»²⁶ Deshalb sind sie, wie der Bischof mit Recht feststellt, den Pfingstkirchen strukturell unterlegen, in denen jede kleine Gemeinde ihren rechtmäßigen Pastor hat. Basisgemeinden – eine Kirche der Armen, die zwar von manchen Seiten, von Theologen, Priestern, Ordensleuten und Bischöfen Wohlwollen und Unterstützung erfährt, aber doch immer noch eine Kirche der «Rechtlosen» bleibt? Kommt hier nicht auch auf andere Weise jene Schwäche und Machtlosigkeit zum Ausdruck, wie sie in den ersten christlichen Gemeinden, z. B. in Korinth, so deutlich zutage getreten ist: «Seht doch auf eure Berufung; Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige ... das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen ...» (1Kor 1,26f). Jeder, der selbst mit lateinamerikanischen Basisgemeinden gelebt hat, kann bestätigen, daß sich diese Erfahrung von Korinth dort heute tausendfach wiederholt. Solche Ohnmacht und «Armseligkeit» passen zwar nicht zum Bild der «revoltierenden Basiskirche», das man sich in Europa oft gemacht hat, entsprechen aber genau der lateinamerikanischen Wirklichkeit.

Notwendigkeit amtskirchlicher Anerkennung

Die Basisgemeinden stehen innerkirchlich in einem eigenartigen Spannungsfeld zwischen Anerkennung und Verleugnung: Papst Paul VI. hatte sie 1975 in seinem Apostolischen Schreiben «Evangelii nuntiandi» kritisch gewürdigt und als «Hoffnung für die universale Kirche» bezeichnet.²⁷ Im Jahr 1979 erklären die ostafrikanischen Bischöfe die «Kleinen Christlichen Gemeinschaften» zur «pastoralen Priorität» und sehen in ihnen «die greifbarste Verkörperung der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche», weil sie «die Kirche zum täglichen Leben und zu den Anliegen der Menschen führen, dorthin, wo sie wirklich leben. In ihnen nimmt die Kirche Fleisch und Blut an in den Lebenssituationen der Menschen».²⁸ In der Schlußbotschaft der Afrikasynode (1995) bringen die Bischöfe ihre Überzeugung zum Ausdruck, die Kirche als Familie Gottes setze in Afrika «kleine ... lebendige kirchliche Gemeinschaften als auch kirchliche Basisgemeinschaften voraus».²⁹ Im nachsynodalen Schreiben «Ecclesia in Africa» werden die Basisgemeinden aber unter den Strukturen der Evangelisierung und im gesamten Dokument einfach verschwiegen. In einer Botschaft an die Führungskräfte der Basisgemeinden anlässlich seines ersten Brasilienbesuches im Jahre 1980 hatte Papst Johannes Paul II. von der «enormen Bedeutung, die die Basisgemeinden für die Pastoral der Kirche Brasiliens haben»,³⁰ gesprochen. Noch in seiner Missionszyklika «Redemptoris missio» vom 7. Dezember 1990 sind die Basisgemeinden ausdrücklich beim Namen genannt. Sie seien, so stellt der Papst fest, «von den Bischöfen und deren Konferenzen mitunter als pastorale Priorität gefördert» worden. Sie seien «Sauerteig des christlichen Lebens, der Aufmerksamkeit für die Vernachlässigten und des Engagements für die Umwandlung der Gesellschaft».³¹ Warum wurden sie nur zwei Jahre später in Lateinamerika selbst auf der Bischofssynode von Santo Domingo so stiefmütterlich behandelt, daß der bekannte Theologe José

²⁶ Zitiert nach: 9. Encontro Intereclesial, CEBs: Vida e esperança nas massas. Texto Base, São Paulo 1996, S. 64–66.

²⁷ Paul VI., Evangelii nuntiandi, n. 58.

²⁸ Zitiert nach Missio Hrsg., Wir sind Kirche. Kleine Christliche Gemeinschaften in Ostafrika, Aachen o.J., S. 8–10.

²⁹ Zitiert nach Stimmen der Weltkirche, 1994, S. 104.

³⁰ Johannes Paul II., A palavra de João Paulo II no Brasil. Discursos e Homilias, São Paulo 1980, S. 313.

³¹ Johannes Paul II., Redemptoris Missio, n. 51

Internationales Pfingstsymposium

Horizonte der Befreiung

Begegnung von Christen und Buddhisten

mit Prof. Sulak Sivaraksa (Thailand)
Dr. S.J. Emmahuel (Sri Lanka)
Dr. Georg Evers (Aachen)
Prof. Michael von Brück (München)
u.a.

Freitag, 29. bis Sonntag, 31. Mai 1998
Bildungshaus Salzburg St. Virgil

Information/Anmeldung:

Bildungshaus St. Virgil

Ernst-Grein-Straße 14, A-5020 Salzburg

Telefon 0043 662 65 901 14, Fax: 65 901-8

e-mail: virgil@salzburg.co.at

Marins, der die Basisgemeinden von ihren Anfängen an begleitet hatte, enttäuscht feststellen mußte, die Aussagen dieser Bischofsversammlung seien «das Armseligste, was es bisher in bischöflichen Dokumenten ... (über sie) gegeben hätte».³² Wenn die Basisgemeinden trotz der Betonung ihrer Bedeutung in den Eingaben der Bischofskonferenzen offensichtlich auch auf der Americasynode von 1997 verleugnet werden sollten und deshalb in dem zu erwartenden nachsynodalen Dokument kaum eine Rolle spielen werden, obwohl in den «Propositiones» der Synode offenbar doch von «kleinen Basisgemeinschaften» die Rede ist³³, dann stellt sich die Weltkirche mit einer solchen Ausblendungstaktik ein beschämendes Armutszeugnis aus, weil sie die Glaubens- und Gemeindepraxis der Armen nicht einmal mehr kritisch begleitet, sondern sie einfach für nicht existent und damit für kirchlich und pastoral irrelevant erklärt. Das aber steht nicht nur in klarem Widerspruch zu zahlreichen Aussagen päpstlicher und bischöflicher Dokumente, sondern wird vor allem der Wirklichkeit vor Ort nicht gerecht, wo die Basisgemeinden nach wie vor eine lebendige, pastoral fruchtbare und notwendige Kirchenerfahrung darstellen. Auch in der Schlußbotschaft der Americasynode sollten die Basisgemeinden anscheinend nicht beim Namen genannt werden. Dort, wo von den Pfarreien die Rede ist, wird zwar wenigstens von den «vielen Gemeinschaften christlichen Glaubens» gesprochen, mit denen die Kirche gesegnet sei. In einer fatalen Ekklesiozentrik und in einer totalen Umkehrung dessen, worin Medellín, Puebla und andere lehramtliche Stellungnahmen die Sendung und Chance der Basisgemeinden gesehen hatten, wird hier aber ihre Funktion lediglich darin gesehen, «sich in den Dienst der Pfarreien und Diözesen zu stellen»³⁴. Die «Glaubensgemeinschaft am Ort», die Erfahrung «persönlicher, geschwisterlicher Begegnung», die Basisgemeinschaft als «erster und fundamentaler kirchlicher Kern» und als «Kernzelle kirchlicher Strukturierung», als «Quelle der Evangelisierung und ... Hauptfaktor der menschlichen Förderung und Entwicklung»³⁵, als «Zeichen für die Lebendigkeit der Kirche ... und wertvoller Ausgangspunkt für eine neue Gesellschaft ...»³⁶: All das und vieles mehr, was

³² J. Marins, Las CEBs son termómetro de la Iglesia, in: Pastoral popular (Santiago de Chile) 229/1993, S. 12.

³³ Vgl. K. Nientiedt, Bischofssynode für Amerika, S. 69.

³⁴ Begegnung mit dem lebendigen Jesus Christus: Weg der Umkehr, der Gemeinschaft und der Solidarität in Amerika. Botschaft der Sonderversammlung der Bischofssynode, in: Weltkirche 10/1997, n. 14.

³⁵ Medellín, Dokument 15, n. 10.

³⁶ Johannes Paul II., Redemptoris missio, n. 51.

nicht nur in Dokumenten steht, sondern tausendfach gelebte Kirchenwirklichkeit ist, scheint von vielen Amts- und Entscheidungsträgern in der Weltkirche nicht mehr wahrgenommen zu werden. Wenn es, wie berichtet wurde, tatsächlich stimmt, daß aus den «Propositiones» der Amerikasynode zuletzt der Satz herausgenommen wurde, in dem sehr behutsam der Wunsch ausgesprochen war, man müsse Mittel und Wege finden, um den Gläubigen (und damit hoffentlich wohl auch vor allem den Armen) die Teilnahme an der Eucharistie zu ermöglichen³⁷, dann wäre eine solche Maßnahme ein alarmierendes Zeichen dafür, was wahrscheinlich im Hintergrund aller Verleugnung der Basisgemeinschaften steht: Man kann sie einfach nicht mehr brauchen, weil sie eine unbequeme und bohrende Anfrage an die bisherige Form der kirchlichen Ämter und an die Zulassungsbedingungen zu ihnen sind. Aber diese Fragen kommen doch längst nicht mehr nur aus den Basisgemeinden, in denen sich die Armen ohnedies von Anfang an mit einer sakramental-pastoralen Randexistenz abfinden mußten, sondern unüberhörbar von vielen anderen besorgten Stimmen in der Kirche.

Für viele Bischöfe – und das hat sich auch in einigen mutigen Stellungnahmen auf der Amerikasynode sehr deutlich gezeigt³⁸ –, für viele Theologinnen und Theologen, vor allem aber für viele Priester, ist diese Frage längst zur Gewissens- und für manche auch zur persönlichen Existenzfrage geworden. Im Fall der Basisgemeinden aber geht es, weit über die Amtsproblematik hinaus, um die Nähe der Kirche zum Leben der Armen. Medellín wollte mit seiner vorrangigen Option für die Armen die Distanz der Kirche zu ihnen nicht nur durch soziales Engagement, sondern auch durch eine strukturell neue Gemeindeform überwinden. Die Basisgemeinden wollten und sollten nach dem Willen der lateinamerikanischen Bischöfe eine neue Form von

Kirche sein, eine «Hingehkirche zu den Armen». Sie haben im Laufe ihrer noch sehr kurzen Geschichte bewiesen, daß sie eine pastorale Chance für eine «inkultierte Evangelisierung» darstellen.³⁹ Puebla hatte noch versucht, die lateinamerikanischen Bischöfe dazu zu verpflichten, die Basisgemeinden «entschlossen zu fördern», und sah in ihnen einen «Ausdruck der besonderen Zuneigung der Kirche zum einfachen Volk». ⁴⁰ Aus dieser Zuneigung scheint bei nicht wenigen, die in der Weltkirche von heute an leitender Stelle stehen, eine ausgesprochene oder unausgesprochene Abneigung geworden zu sein. Die Basisgemeinden werden trotzdem – jedenfalls in den nächsten Jahren – nicht untergehen; sie sind unscheinbare Senfkörner, aus denen immer wieder Bäume wachsen, die vielen gesellschaftlich Ausgeschlossenen Heimat bieten werden (vgl. Mt 13,32). Sie werden sich wahrscheinlich weltweit in kulturell und ortskirchlich sehr verschiedenen Formen weiterentwickeln und Sauerteig bleiben (Mt 13,33), «Sauerteig des christlichen Lebens» – wie auch Johannes Paul II. in «Redemptoris missio» (n. 51) sagt –, Gärstoff in der Kirche und in der Gesellschaft, der nicht zur Ruhe kommt, sondern weiterwirkt. Wer die Basisgemeinden selbst erlebt und in ihnen gelebt hat, weiß um ihre übernatürliche Lebenskraft und hat eine Vorahnung dessen bekommen, was die neutestamentlichen Bilder bezeichnen, wenn sie vom Reich Gottes sprechen. Diese kleinen und machtlosen Gemeinden vor Ort würden aber vor allem dort, wo sie sich überwiegend aus Armen und gesellschaftlich Unterdrückten zusammensetzen, dringend die Unterstützung und Ermutigung durch ihre Hirten und die Begleitung und Bestätigung durch die Universalkirche und ihre Amtsträger brauchen, deren erste Aufgabe wohl darin besteht, die Schwestern und Brüder, besonders die, «die aus der großen Bedrängnis kommen» (Offb 7,14), im Glauben und in der Hoffnung zu stärken.

Franz Weber, Innsbruck

³⁷ Vgl. Nientiedt, Bischofssynode für Amerika, S. 82.

³⁸ Ebd., S. 72f.

³⁹ Vgl. Weber, Gewagte Inkulturation, S. 348–359.

⁴⁰ Puebla nn. 643 und 648.

«...wie wir den Engel leicht verloren...»

Gedichte, Prosa, Briefe von Hertha Kräftner (1928–1951)

Es gibt Gestalten, die immer wieder zurückkehren; jene Autorinnen etwa, die sich mit einem absoluten Gefühl an die Welt, an ein Du wenden und eine Entsprechung nicht finden, weil Sehnsucht und Anspruch zu hoch ausfallen. Schreibend versuchen sie diese Enttäuschung zu formulieren, ja zu sublimieren und werden doch von ihrer Lebenstragik eingeholt. Über *Karoline von Günderrode* (1780–1806) schreibt *Christa Wolf* in ihrem Vorwort zu «Der Schatten eines Traumes» (Luchterhand 1979): «...begabt, ihr Ungenügen an sich und der Welt auszudrücken, lebt sie ein kurzes, ereignisarmes, an inneren Erschütterungen reiches Leben, verweigert den Kompromiß, gibt sich selbst den Tod, von wenigen Freunden betrauert, kaum gekannt, hinterläßt... ein schmales Werk..., gerät in Vergessenheit...»

Die Beschreibung trifft, ungeachtet der hundertfünfzig Jahre Distanz, auch auf die österreichische Schriftstellerin *Hertha Kräftner* zu, deren Leben und künstlerische Entwicklung vorzeitig zu Ende gegangen sind. Mit einer Überdosis an Veronal gab sie sich den Tod. War es eine verhängnisvolle Hinneigung zu Thanatos seit jeher, war es eine übergroße Sehnsucht, die nicht gestillt werden konnte, war es der Schlußpunkt einer zähen Depression oder einfach die mangelnde Resonanz bei Presse und Publikum auf ihr Werk? Warum nicht die Erfahrung einer schleichenden Agonie des Trümmerlandes Österreich nach dem Krieg? Acht Monate vor ihrem Ende schrieb die Dreiundzwanzigjährige: «Die wirkliche Ursache, warum der Tod einen trifft, zu wissen, ist niemals möglich; wirklich und ausschlaggebend ist nur, daß der Tod auch nach Teheran kommt...» Der Satz, der alle denkbaren Erklärungen als ungenügend hinstellt, steht im

Text «Wenn ich mich getötet haben werde», einer nüchternen Bilanz aller möglichen Reaktionen nach dem lang schon zuvor erwogenen Suizid. Solch glasklarer Rationalisierung steht eine Vielfalt von Gefühlen gegenüber, kaum zu bändigen, ein stetes Schwanken zwischen Wirklichkeit und Traum, welches keine Verankerung zuläßt – weder hier noch dort. Früh wurde der Lebenswillen gelähmt, und was zurückblieb, war eine große Desillusionierung: «...Manchmal träumen wir davon, daß uns ein Haus erwarte, und wissen doch in Träumen schon, daß es die Sehnsucht war, die uns so narrete.»

Die literarische Hinterlassenschaft Hertha Kräftners besteht vorab aus Gedichten, Prosastücken, einem Romanentwurf und Tagebüchern. Otto Breicha und Andreas Okopenko haben die Dichterin erstmals 1963 im Buch «Warum hier, warum heute?» (Stiasny Verlag, Graz) vorgestellt. Es fiel dem Zusammenbruch des Verlags und einer allgemeinen Interesselosigkeit an der Dichterin zum Opfer. Diese Indifferenz verhinderte lange eine Neuedition. Erst 1977 erschien eine Neuauflage mit dem lapidaren Titel «Das Werk» in Eisenstadt als erstes Buch in der Reihe «Burgenländische Bibliothek». Auch Luchterhand legte als Taschenbuch einen inzwischen vergriffenen Sammelband mit dem Titel «Das blaue Licht» vor, herausgegeben von Peter Härtling, der diese Autorin im Schatten von Ingeborg Bachmann sah, woin sie nicht gehöre. – Die allerjüngste Ausgabe präsentiert der Wieser-Verlag in Klagenfurt-Salzburg mit der Überschrift «Kühle Sterne». Sie unterscheidet sich von den Vorgängerinnen zuerst im Umfang bisher unveröffentlichter Texte, vor allem auch Briefzeugnissen, aber auch in der Struktur. Da die Autorin

ziemlich präzise ihre Arbeiten datiert hatte, lag es nahe, alle Textsorten chronologisch zu ordnen. So hat sich ein fortlaufendes Gewebe von Briefstellen, Tagebucheinträgen, Gedichten und Prosaskizzen in der Reihenfolge ihrer Entstehung ergeben. Damit wird für den Leser die Entwicklung des Œuvres sichtbar, das «work in progress».

Literarische Einflüsse sind in diesem eben erst begonnenen Opus vorhanden – es ist an Rilke, Trakl und Celan zu denken, vor allem aber auch an Kafka und die französischen Surrealisten – doch es meldet sich auch schon ein eigener Ton in seiner Mischung aus Melancholie und Spott. Dabei werden alltägliche Szenen immer wieder in surreale Imaginationen überführt, Reales kippt um in Absurdes und Magisches. Die Gefühle erscheinen unverstellt, Abscheuliches wird rücksichtslos zugelassen, kreierte oftmals makabre Bilder. So beginnt z.B. ein Text «Der Kopf» (September 1949): «Als sie eines Abends vor dem Spiegel stand, merkte sie, daß sie ihren Kopf verloren hatte. Sie griff entsetzt nach der Stelle am Hals, wo sie ihn sonst getragen hatte, aber da war nichts. Sie begriff die Leere nicht...» Der Frau gelingt es nicht, den Kopf wieder an sich zu bringen – er schaukelt weiterhin in der Luft über ihr und streift mit seinem Haar ihren Hals. So aber illustriert er das Gefühl der Entzweiung, der gestörten Harmonie, wie es die Dichterin empfunden hat.

Ihrer Schwermut ist sie oft genug ausgeliefert; in gelasseneren Momenten begegnet sie ihr mit schwarzem Humor. Aber in der Wirklichkeit kann sie sich nicht ohne weiteres einrichten, so vieles belastet sie, was andere fraglos ertragen. Auf die Mitmenschen wirkt sie angenehm, freundlich, doch dann auch wieder scheu, ja hermetisch. Was sich in ihrem Innern ereignet, weiß kaum einer. «... sie war schon tief im Tod gewesen, sie hatte von ihm her und zu ihm gelebt», wird *Hans Weigel*, ihr Freund und Förderer, drei Jahre nach ihrem Tod, 1954, vermuten. Er nennt sie «eine Selbstmörderin auf Urlaub». Eros und Thanatos haben sich in Leben und Werk der Dichterin unauf löslich verbündet.

Kindheit und Jugend – vom Krieg gezeichnet

Am 26. April 1928 ist Hertha Kräftner als Tochter eines Kaufmanns in Wien geboren worden. Acht Jahre später übersiedelte die Familie ins burgenländische Mattersburg. Hertha wird als «ein sehr ruhiges, klares Kind» geschildert, als frühreife Schülerin, die mit zehn Jahren Goethe und Schiller liest. Die Schrecken des Krieges, die letzten Kampftage und die russische Besetzung erschüttern das sensible Mädchen tief. – Im Sommer 1946 besteht Hertha Kräftner die Matura und siedelt kurz darauf nach Wien über, wo sie bis zum Tod im Haushalt von Großmutter und Tante lebt – scheinbar behütet und doch ungeschützt. Sie studiert Germanistik und Anglistik und zeichnet sich durch Intelligenz, Wißbegier und Gründlichkeit aus. 1947 lernt sie den jungen Bibliothekar *Otto Hirß* kennen, ihren «Anatol». An der Unbedingtheit seiner Liebe, die sie zwingend erwartet, beginnt sie zu zweifeln, und immer mehr schwankt sie selbst zwischen Entfremdung und Leidenschaftlichkeit, in diesem schmerzlichen Zwiespalt, hin und her. Stets lebt sie in der Furcht, dem Mann weh zu tun, und immer wieder nimmt sie die Versöhnung auf sich. In den Gedichten lebt sie ihr Schuldgefühl in selbstquälerischen Bildern aus:

Abends

Er schlug nach ihr. Da wurde ihr Gesicht
sehr schmal und farblos wie erstarrter Brei.
Er hätte gern ihr Hirn gesehn. – Das Licht
blieb grell. Ein Hund lief draußen laut vorbei.

Sie dachte nicht an Schuld und Schmerz und nicht
an die Verzeihung. Sie dachte keine Klage.
Sie fühlte nur den Schlag vom nächsten Tage
voraus. Und sie begriff auch diesen nicht.

In ihrer fatalen Hörigkeit, welche an die von Marieluise Fleißer beschriebene erinnert, kommt Hertha Kräftner von diesem Mann nicht los. Ende 1948 schreibt sie: «Das Leben mit Anatol ist eine fortwährende Anstrengung. Bleiben oder gehen, beides heißt leiden. Sterben! Da könnte er nicht mit.» Hier beginnt die Konversation mit dem Tod, die nun nicht mehr abreißen wird, dieses ständige Befragen, dieser Ausblick nach der ultima ratio. In ihrer Handtasche trägt die Studentin immer eine Überdosis Veronal mit sich.

Im Sommer 1949 tritt sie mit «Anatol» eine Norwegenfahrt an, die in eine Lebens- und Liebeskrise mündet. Ende dieses Jahres beginnt sie eine Dissertation zum Thema «Die Stilprinzipien des Surrealismus, nachgewiesen an Franz Kafka». Sie wählt ein Thema, das innig mit ihrer eigenen künstlerischen Betrachtungsweise zusammenhängt. Die Arbeit wird nicht abgeschlossen. – Im März 1950 sendet Hertha Kräftner einige ihrer Gedichte an den Mentor Hans Weigel, der die Autorin unermüdlich fördert und sie in seinen Kreis im Wiener Café Raimund aufnimmt. Zu diesem Zirkel junger Autoren gehören damals u.a. Ingeborg Bachmann und Jeannine Ebner. – Im August desselben Jahres reist Hertha Kräftner nach Paris. Die Eindrücke dieser Stadt hält sie in einem Reisetagebuch fest. Aber Chaos und Lebenskel lassen sich nicht bannen, selbst nicht in den Momenten des Glücks. Rasch verliert sich der Engel wieder («Oh, du verlorener Engel...»), und die Tristesse nimmt seinen Platz ein:

«Ich gehe weit gegen Westen. Wo bist Du, schwarzweißer Engel? Montmartre ist ein Hügel und wird zuletzt von der Sintflut erfaßt werden. Paris ist ohne Wasser; ich gehe; der Boden ist fest. Aber vom Montmartre kann man nach Osten sehen; dort ist es grünlich und kühl und überschwemmt. Die Flut wird hier vielleicht nicht kommen, aber ich muß zurück. Engel, bring mir die Arche zur Grenze.»

Sie weiß, «daß die Sintflut wartet». Sie entgeht ihr nicht – Paris ist nur eine Ausflucht. «Paris ist ein Hohn, um mir noch einmal zu zeigen, was ich verlieren muß. Ich sehne mich nach meinem Engel.» Aber «die Krankheit zum Tode» nimmt unaufhaltsam ihren Lauf. Im Februar 1951 erkrankt Hertha Kräftner. Sie befindet sich in einem sehr schlechten physischen und psychischen Zustand. Zwar steht sie noch immer in regem Kontakt mit dem Kreis um Weigel, aber gleichzeitig zweifelt sie, ob sie überhaupt je etwas veröffentlichen will. Dennoch schreibt sie ebenso kunst-sinnige wie raffiniert einfache Gedichte, setzt virtuos Reim und Metrum ein, etwa in diesem im September 1951 geschriebenen Gedicht:

Dorfabend

Beim weißen Oleander
begruben sie das Kind
und horchten miteinander;
ob nicht der falsche Wind
den Nachbarn schon erzähle,
daß es ein wenig schrie,
eh seine ungetaufte Seele,
im Halstuch der Marie
erwürgt, zum Himmel floh.
Es roch nach Oleander,
nach Erde und nach Stroh;
sie horchten miteinander,
ob nicht der Wind verriete,
daß sie dem toten Knaben
noch eine weiße Margerite
ans blaue Hälschen gaben...
Sie hörten aber nur
das Rad des Dorfgendarmen,
der pfeifend heimwärts fuhr.
Dann seufzte im Vorübergehn
am Zaun die alte Magdalen:
«Gott hab mit uns Erbarmen.»

Der Zwiespalt in ihrem Leben bleibt

Andere Männer treten in Hertha Kräftners Leben. Sie liebt sie «so ausgeliefert, so ohne Rettung, ohne Maß», wie sie sagt. Schroff löst sie sich von «Anatol». Aber der Zwiespalt läßt nicht von ihr. An den einstigen Mann weiß sie sich durch frühe Versprechen gebunden, doch sie kann ihn nicht mehr lieben. Sie fühlt eine Eiszeit in sich. Im «Roman in Ich-Form» heißt es in tödlichem Trotz:

«Mir tut niemand mehr leid. Ich bin nicht verzweifelt, nicht berauscht. Ich bin wie ein kaltes Reptil... Ein Mann, den ich nicht genug liebte, daß es mich im Leben gehalten hätte, sagte einmal... «Sich töten? – Wozu? – Das führt doch zu nichts.» Das ist es: es führt zum Nichts. Dort will ich hin. Ich konnte nicht alles haben, so will ich auch kein Etwas.»

Ihrer Mutter schreibt Hertha Kräftner: «Es ist einfach so, daß ich viel zu traurig und zu müde bin, um noch leben zu wollen.» Am 13. November 1951 stirbt sie nach längerem Todeskampf an einer Veronalvergiftung. Mit ihrem grausam nüchternen Blick, jener Gegenkraft einer unbändigen Fantasie, hat sie in einem ihrer Gedichte gefragt:

WER glaubt noch,
daß uns drüben Korallenbäume erwarten
und Vögel, die das Geheimnis singen
und ab und zu die beinernen Schnäbel
ins rosa gefärbte Wasser tauchen,
und daß man uns abholen wird
zu Gerüchen
nach aufgebrochenen Mandelkernen
und den weißen Wurzeln seltener Pflanzen?

Ach, der Tod wird nach Pfeffer
und Majoran riechen,
weil er vorher im Laden beim Krämer saß
der am silbrigen Schwanz
eines Salzherings erstickte.

Die letzte Schlacht des «Kalten Krieges»?

Nordkorea: Beobachtungen und Überlegungen

Als wir vom Flughafen zum Stadtzentrum Pjöngjang fahren, habe ich zwei Ur-Erlebnisse. Wir fahren in einem Mercedes 190 aus dem Jahre 1979 auf einer Autobahn am helllichten Tage, und außer diesem Wagen der Regierung, mit dem ich abgeholt werde, und zwei, drei anderen Autos ist auf dieser 24 Kilometer langen Autobahn nichts mehr an fahrbaren Untersätzen zu sehen. Eine Autobahn ohne Autos! An den Rändern der Autobahn einige Fahrräder – und Fußgänger. Die nordkoreanische Gesellschaft (22 Millionen Menschen) ist bis heute eine Gesellschaft der Fußgänger und der Radfahrer geblieben. Wobei der Besitz eines Fahrrades schon einen Fortschritt und Einschnitt in die rigide alte Kollektiv-Philosophie darstellt: Jetzt ist es erlaubt, ein Fahrrad zu kaufen und zu besitzen. Vor drei Jahren war das noch verboten. Individual-Eigentum war damals Diebstahl.

Das zweite Erlebnis: «Normalerweise» – sagt mir der eine der beiden Begleiter vom *Flood Damage Rehabilitation Committee* (FDRC) der Regierung, «normalerweise fahren ausländische Besucher erst zum Denkmal des großen Führers Kim Il Sung, um ihm die Reverenz zu erweisen.» «Ja», sage ich, neugierig wie ich bin, «warum nicht?»

Bei leise verwehender Marschmusik, die aus verschämt versteckt liegenden Lautsprechern feierlich den *Tonus rectus* für die parareligiöse Atmosphäre abgibt, nähern wir uns dem Koloß: Kim Il Sung, 30 Meter hoch. Das Monument ist überwältigend: Da stehen wir kleinen mageren Wichte vor dem 30 Meter hohen, in Bronze gegossenen Monument des größten Koreaners

Mit einem radikalen Anspruch war Hertha Kräftner, kaum dem Jugendalter entwachsen, ins Erwachsenenleben eingetreten, ohne jede Bereitschaft zum Kompromiß. Wer konnte diese Sehnsucht ertragen, auffangen und ihr antworten? Vielleicht hätte dieser Mann erst noch erfunden werden müssen. Frühzeitig verstört durch den Krieg, setzte sie sich ungeschützt der Existenz aus. Nichts wollte sie verbrämen, nichts durch Zerstreung mildern. Darin lagen Möglichkeiten und Grenzen ihres Lebensentwurfs begründet. Alles mündete bei ihr in die Erkenntnis einer großen Vergeblichkeit, denn die Erfahrung des Kriegs in prägender Kindheitszeit hatte ihr die Sinnlosigkeit drastisch vor Augen geführt: «Suche nicht! Du wirst verlieren», mahnte sie in ihrem Vorspruch zu «Die Suchenden». Wollte sie konsequent sein, und das war sie, so blieb ihr nur das eine: die Agonie abrupt zu beenden. Wie *Ingeborg Bachmann* schaute sie fortan nach «Todesarten» aus, um das «Halleluja des Überlebens im Nichts» anzustimmen – gleich jener Franza in Ingeborg Bachmanns Romanfragment «Der Fall Franza». Den Tod stellte sich Hertha Kräftner als «schwarzen Beutel» vor, in den man fällt und liegen bleibt. Enge und Trostlosigkeit wüteten selbst hier.

Ja, der Kosmos Hertha Kräftners ist schwarz, voll «kühler Sterne». Heute versteht man es vielleicht besser, warum sich in den sechziger Jahren, zur Zeit der ersten posthumen Werkveröffentlichung, kaum ein Publikum für diese Texte gefunden hat. Zu sehr wirkte bei der kriegswunden Leserschaft die Verdrängung, zu sehr verlockte ein wohlfeiler Optimismus nach all den Jahren der Not und Entbehrung. Ein derart unbestechlicher Blick wie jener Hertha Kräftners ließ sich nur schwerlich aushalten. Und noch heute fällt es nicht leicht, ihn zu ertragen. Die von Gerhard Altmann und Max Blaeulich herausgegebenen Texte fordern die Leserschaft heraus, aber belohnen sie mit der Entdeckung einer Dichtung voll künstlerischer Verheißungen.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

Hinweis

Hertha Kräftner, Kühle Sterne. Gedichte, Prosa, Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von G. Altmann und M. Blaeulich. Mit zwei Nachworten. Wieser Verlag, Klagenfurt-Salzburg 1997 (mit mehreren Abbildungen).

aller Zeiten.¹ Es ist wahrscheinlich das gewaltigste, was je in Bronze gegossen gigantomanisch in den Himmel gewiesen hat. Der unsterbliche Führer starb – «unfaßbar», so mein Begleiter – am 8. Juli 1994, und sein Tod war für die große Masse der Bevölkerung ganz sicher ein harscher Einschnitt. Das Mausoleum, so sagt mir einer der Begleiter, gäbe ihnen die Gewißheit, «daß Kim Il Sung immer bei ihnen ist».

Juche heißt die eigene Weiterentwicklung der Philosophie des Marxismus-Leninismus. Juche heißt wörtlich: Ju = Herr, Che = Body, die Selbstkraft des Menschen. Also: diese Gesellschaft soll immer und überall sich nur auf ihre eigenen Kräfte verlassen können. Gewiß machte die nordkoreanische Führung immer Gebrauch von der Möglichkeit, auf den äußeren Feind, die USA, der zugleich Klassenfeind war, zu verweisen. Seit dem Koreakrieg, der 1953 zu Ende ging, sahen sich Nordkorea, die Führung und die Bevölkerung in der Verschwörungstheorie bestätigt: Die USA versuchen mit Hilfe ihrer Präsenz in Südkorea sich des Nordens zu bemächtigen. Die USA haben in der heißen Phase des Kalten Krieges wirklich viel getan, um diese Vermutung zu bestärken und zu bestätigen. Dennoch: die monolithische Gestalt und theokratische Betonstärke des Regimes und des Systems Nordkoreas läßt sich allein nicht aus dieser Hintergrund-Anwesenheit der USA erklären. Kim Il Sung konnte deshalb der Retter und Heilsbringer, sterblich und unsterblich, werden, weil er den Koreanern ihren nationalen Respekt zurückgegeben hat. Nach dem Debakel, das die Koreaner durch

die japanische Invasion, Gewaltherrschaft und rassistische Demütigung bis hin zu den mehreren Tausend von *Comfort-Frauen*, also von japanischen Soldaten vergewaltigten Frauen erlitten haben, wurde Kim Il Sung dank seiner Verbündeten und ihrer polit-ökonomischen Kraft, mit der Erfindung eines weltweit geltenden «Juche»-Sozialismus zu einer strahlenden Gründer- und Vaterfigur. Er, Kim Il Sung, wie auch jetzt der dynastische Nachfolger und Sohn, Kim Jong Il, hatten es um so leichter, weil die Japaner und das offizielle Japan es bis heute nicht über sich gebracht haben, sich für die entsetzlichen Verbrechen an den Koreanern zu entschuldigen und Wiedergutmachung zu leisten. Das einzige, was Japan bisher über sich brachte, war der öffentliche Ausdruck des «Bedauerns» darüber, daß das geschehen konnte.

Die Tatsache, daß so viele internationale Hilfsorganisationen im Augenblick im Lande sind, ist natürlich eine Ausnahme, die die Juche-Regel verletzt. Dafür aber hat man auch als Alibi Naturkatastrophen. Es gab jeweils 1995 und 1996 Überschwemmungen. Für die Behörden waren die Überschwemmungen die einzigartige Chance, die internationale Hilfsgemeinschaft um Intervention zu bitten: Natur-Katastrophen sind Schicksal, sozusagen un-schuldig.

Die Schwierigkeit Nordkoreas liegt darin, wie Politik durch eine staatstragende Juche- und Kim-II-Sung-Theologie und -Theokratie ersetzt wurde. Die grellen Gemälde, die einem in jeder Hotelhalle, in jedem Ministerium, auf allen Straßen und Plätzen entgegenstarren, folgen nach dem Tode Kim Il Sungs einer neuen Bild-Regelung. Sie stellen die beiden, Kim Il Sung und seinen Sohn und Nachfolger Kim Jong Il, gleich groß, gleich pausbäckig, schlicht als gleichrangig dar.

¹ Kim Il Sung (eigentlich: Kim Sung Ju) wurde am 15. April 1912 in Mankyongdae, einem Dorf in der Nähe von Pjöngjang, geboren. Seit 1910 war Korea von den Japanern besetzt, 1919 kam es zu einem Aufstand dagegen. 1925 verläßt Kim Il Sungs Vater mit seiner Familie Korea, um sich in der Provinz Kirin (Mandschurei) niederzulassen. Nachdem Japan 1931 auch die Mandschurei erobert hat, tritt Kim Il Sung, so die offizielle Biographie, dem Widerstand gegen Japan bei, nimmt dabei den Namen eines berühmten Guerillaführers, Kim Il Sung, an. Mit Unterstützung Moskaus ist Kim Il Sung nach der japanischen Kapitulation (der 38. Breitengrad wird zur Grenze zwischen dem von der sowjetischen und dem von der amerikanischen Armee besetzten Teil Koreas) die wichtigste politische Persönlichkeit innerhalb des (nord-)koreanischen Widerstandes gegen die Japaner (neben u.a. Kim Tu Bong, Pak Hon Yong), er wird Generalsekretär der KP Nordkoreas, 1948 Premierminister der kürzlich ausgerufenen Demokratischen Volksrepublik Korea, 1949 Parteichef. Dies geschah vor der Gründung der Volksrepublik China. Am 25. Juni 1950 beginnt Kim Il Sung mit seiner Armee die Invasion Südkoreas, die erst nach dem Eingreifen der amerikanischen Armee unter General MacArthur gestoppt werden kann. 1953 endet der Krieg, der rund 3,4 Millionen Todesopfer gefordert hatte, mit einem Waffenstillstand. Korea ist seitdem geteilt. Mit den Parteitag von 1961 und 1970 konsolidiert Kim Il Sung seine Alleinherrschaft. Nachdem unter Michail Gorbatschow 1990 die Sowjetunion in Seoul eine Botschaft eröffnet hatte und die Volksrepublik China ihre wirtschaftlichen Kontakte mit Südkorea zu vertiefen begonnen hatte, kam es im September 1990 zur ersten Begegnung zwischen Regierungsvertretern von Süd- und Nordkorea. Die Verhandlungen zwischen den beiden Ländern dauern bis heute an. Zur Vorgeschichte und Geschichte des Korea-Krieges: B. Cunnings, *Origins of the Korea War*. Vol. 1 und Vol. 2. Princeton University Press, Princeton 1981 und 1990; zu den kulturellen Hintergründen der Juche-Ideologie: B. Cunnings, *The Corporate State in North Korea*, in: H. Koo, *State and Society in Contemporary Korea*. Cornell University Press, Ithaca und London 1993, S. 197–230; H. Marezki, *Kim-Ismus in Nordkorea*. Böblingen 1991; zu den Entwicklungen seit Beginn der neunziger Jahre: M. Pohl, *Annäherung zwischen Nord- und Südkorea*, in: *Jahrbuch Dritte Welt* 1993, S. 243–247; Ders., *Atompoker und wirtschaftlicher Niedergang: Nordkorea nach dem Tode Kim Il Sungs*, in: *Jahrbuch Dritte Welt* 1996, S. 230–238; zur aktuellen Lage der Bevölkerung nach der Überschwemmung 1995: die Berichte von A. Foster-Carter, in: *Der Überblick* 1996, Heft 3, S. 25–28 bzw. *Der Überblick* 1997, Heft 4, S. 43–47; J. Becker, *Nordkorea: Flucht vor dem Hunger*, in: *Der Überblick* 1998, Heft 1, S. 105–108; zu den politischen Folgen der internationalen Nahrungsmittelhilfe: Selig S. Harrison, *Craquements en Corée du Nord*, in: *Le Monde diplomatique*. Februar 1997, S. 20; zu Nordkorea und dem asiatischen Kontext: I., Buruma, *Der Staub Gottes. Asiatische Nachforschungen*. (Die Andere Bibliothek, 87). Frankfurt/M. 1992; M. Schmiegelow, Hrsg., *Democracy in Asia*. Frankfurt/M. und New York 1997. (Red.)

Burg Rothenfels 1998

Lyrik am Ausgang des 20. Jahrhunderts – mit Hilde Domin u.v.a. vom 15.–17.5.1998

Befreit zur Doppelbelastung – Frauen im Konflikt von Familien- und Erwerbsarbeit mit Barbara Sichtermann u.v.a. vom 19.–21.6.1998

Information und Anmeldung:
Burg Rothenfels, D-97851 Rothenfels, Telefon 09393-99999

Man darf solche polit-religiösen Liturgien nicht unterschätzen. Der große Mann hat die häufig geduckten und versklavten Koreaner zu Selbstbewußtsein und Stolz geführt. Er hat sich auch noch als Theoretiker versucht und damit den Jubel aller afrikanischen Diktatoren hervorgelockt. Mengistu, Siad Barre, Kenneth Kaunda und Robert Mugabe waren nirgendwo lieber als in Pjöngjang, wie auch König Norodom Sihanouk. Sie waren fasziniert, wie der große unsterbliche Herrscher Kim Il Sung sein Volk in einen so totalen Gleichklang bringen konnte. Das hätten sie alle selbst gern geschafft.

Dazu kam die Dritte-Welt-Weiterentwicklung der in der Wurzel europäischen marxistisch-leninistischen Philosophie. Da es ja keine Proletarier, sondern Bauern in Nordkorea gab, entwickelte Kim Il Sung das Juche-System. Alles kommt aus der Macht der Massen des Volkes. Und alles kommt in Korea aus der Macht der koreanischen Volksmassen, jedenfalls so lange sie sich von der Demokratischen Koreanischen Partei und von der Inspiration des großen Kim Il Sung leiten ließen.

Das peinliche Buch von Luise Rinser

Der Einwand wird sicher gleich zur Hand sein: Das Buch «Nordkoreanisches Reisetagebuch» sei 1981 erschienen, da sei Nordkorea noch ein ordentliches Land der östlichen Hemisphäre gewesen.² Dieser Einwand verfängt nicht. Das gleiche könnte man über Albanien sagen, aber auch dort, in der totalen Klaustraphobie unter Enver Hodscha, waren schon die Grundlagen für die nun drei Jahrzehnte andauernde Misere gelegt worden. Daß die Nordvietnamesen nicht hungerten, lag daran, daß im Comecom-Weltreich die reichen Anderen mitbezahlten. Moskau zahlte für Vietnam wie für Nordkorea.

Das Fatale an dem Buch von Luise Rinser ist das unstillbare Bedürfnis der Autorin, einen neuen Glauben und eine neue Glaubensautorität zu finden, einen Glauben am besten an einen Übermenschen, den die theologisch gebildete Autorin messerscharf als die moderne Inkarnation von Jesus Christus erspäht: Kim Il Sung.

Das Bedürfnis ist groß und kaum zu sättigen, das der Leser spürt, während er sich durch die Seiten quält: Einen reinen Glauben, eine reine Gesellschaftsordnung, eine Disziplin ohne Zwang, eine Freiheit ohne Zügellosigkeit, eine Kunst ohne Libertinage, eine Praxis mit Vernunft. Kurz, Luise Rinser entdeckte als Revolutionstouristin die Welt, in die der normal Sterbliche nicht hineinkommt, weil er kein Visum bekommt, die Welt der einfachen, reinen Bauern und der Stadt-Nordkoreaner, die alle noch in reinen Familien und gut überwachten Block-Bünden zusammenleben, wo es – das feiert die Autorin ganz besonders – «keine Einsamkeit» gibt.

Die Autorin hat nicht die Realität eines der brutalsten Gefängnis-Systeme der Welt erkannt, die es schon Anfang der achtziger Jahre wie fünfzehn Jahre später gab. Sie hat auch nicht die «neue Klasse» erkannt, die es von Jugoslawien über Moskau, Kuba bis Pjöngjang so sichtbar gab, daß man schon von Blindheit geschlagen sein mußte, wenn man sie nicht wahrnahm.

² L. Rinser, *Nordkoreanisches Tagebuch*. Lektorat Walter H. Pehle. (Fischer-TB 4233). Frankfurt/M. 1981.

Das Bedürfnis nach dem neuen Glaubensort Nordkorea drückt sich in emphatischen Rufen aus:

«Ihr lieben atheistischen Nordkoreaner, ihr lebt das Christentum. Ihr seid die «anonymen Christen». Ihr lebt die Liebe und nennt das: eine sozialistische Revolution machen. Ihr mordet nicht, Ihr macht keine Raubüberfälle, keine Großbetrügereien. Ihr denkt nicht in Geld und Geldeswert, Ihr lebt einer für den anderen, Ihr habt Lebensvertrauen, Ihr stellt Gemeinnutz vor Eigennutz, Ihr unterdrückt keine Arbeiter, Ihr mißhandelt nicht Kinder und Frauen, Ihr vergewaltigt keine Mädchen, Ihr setzt nicht Eure Kinder aus, Ihr stellt Euch zur Verfügung dort, wo man Euch braucht.»

Nach jeder Anrufung der atheistischen Koreaner hört man ein «ora pro nobis» gregorianisch hinterherschallen...

Es gibt nicht erst seit 1985 unglaublich viele Waisenkinder in Nordkorea. Für langfristige Beobachter gibt es dafür nur eine Erklärung: Das sind die Kinder von Dissidenten, die ins Gefängnis kamen und dort nicht wieder herauskommen. Der Satz «Ihr setzt Eure Kinder nicht aus!» ist unter diesem Gesichtspunkt besonders makaber. Es könnten in diesem Lande 200 000 politische Gefangene und Zwangsarbeiter schmachten. Und so lange das Internationale Rote Kreuz dort nicht hineinkommt, halte ich diese Zahl für realistisch.

Daß überhaupt, wie im gesamten kommunistischen Machtbereich, die cäsaropapistischen Spinnereien und der Größenwahn und das Zwangssystem des väterlichen Führers mit unglaublichen Opfern bezahlt wurden, kommt der Autorin nicht in den Sinn. Sie war drei Wochen privilegiert im Lande. Ich war es im November 1997 wie im Januar 1998 auch.

Ich wohnte im Gästehaus Kōbangsan mit Riesensuiten für den Staatsgast, hierarchisch abgestuft. Da gibt es Suiten für Minister, für Präsidenten.

Luise Rinser: «Kim Il Sung spricht nie von einem «Gott», aber er hat, unreflektiert, einen Bezugspunkt ober- oder außer- oder innerhalb des Materiellen, von dem aus alles seinen Sinn bekommt. Er hat eine idealistische Philosophie, ohne es eigentlich zu wissen. «Der Mensch» ist seine Utopie, sein Credo. Er ist zutiefst human.» Mich stört, daß die Autorin nie erklärt hat, daß sie hier einem menschenfeindlichen System gehuldigt und daß sie sich geirrt hat.

Luise Rinser erzählt im «Nordkoreanischen Tagebuch», die Tuberkulose sei ausgerottet. Die medizinische Versorgung sei in Nordkorea besser als je in einem kapitalistischen Land. Ich habe im Krankenhaus von Haeju, das durchaus repräsentativ für das gesamte Land ist, folgendes gesehen: alles ist auf dem Stand von vor 20 bis 30 Jahren stehengeblieben. Auf dem schmuddligen OP-Tisch lag eine schwangere Frau, an der eine Sektio ohne Narkose gemacht wurde. Jeder von uns hätte so etwas für unmöglich und Greuelpropaganda gehalten.

Dem Bedürfnis nach dem großen, reinen Glauben, einer Welt, in der Macht, Staat, Führung, Führer, Gott und Menschlichkeit total identisch ineinanderfallen, diesem Bedürfnis gegenüber mußten die Nordkoreaner mit ihren konkreten Sorgen nur im Wege stehen. Nur so konnte dieses Buch zustande kommen. Es ist nirgendwo mehr zu bekommen. In Nordkorea macht es unter den deutschsprachigen Mitgliedern der diplomatisch humanitären Kommunität seine Runde. Alle schütteln nur den Kopf. Wie kann sich ein kluger, literarisch und artistisch kreativer Kopf nur einer solchen Verirrung hingeben?

Nordkorea und Vietnam im Vergleich

In vielem ist Nordkorea Vietnam vergleichbar. Auch dort gab es den großen charismatischen Führer, der die Mehrheit des Volkes bis in die letzten Bauernkaten, ja, selbst bis zu den

Flüchtlingen in Deutschland inspiriert hat: Ho-Tschi-Minh. Aber im Unterschied zu Kim Il Sung wirkt der Vietnamese dagegen viel anrührender, überzeugender, schlicht: menschlicher. Nie wäre es vorstellbar gewesen, für Ho-Tschi-Minh die kolossale Gewalt eines 30-Meter-Bronze-Denkmal zu zwingen. Ja, gewiß, das Mausoleum mußte sich Ho-Tschi-Minh auch gefallen lassen. Aber er lebt in den Herzen der Vietnamesen als der Befreier und als einer von ihnen fort.

Sinuiju, Grenze zu China. Die Behörden haben eine Ausnahme gemacht. Sie haben einem Fremden (also mir) ein Auto gegeben, damit er in doppelter Begleitung, mit einem deutschen Dolmetscher und mit einem hochrangigen Mitglied des FDRC am Sonntag von Pjöngjang bis nach Sinuiju kommt. Sonst müssen alle Ausländer mit dem Zug fahren, doch da können dem ungeduldigen Besucher aus dem Westen die dauernden Stromausfälle einen Strich durch die Rechnung machen.

Ich will die Zahl nachprüfen, die in einem Papier des Deutschen Roten Kreuzes stand: Es sterben in Nordkorea in einem Monat 10 000 Menschen an Hunger. Das wären 330 pro Tag, die auf der Straße liegen sollten. «Rubbish», sagt der Vertreter des World Food Programms vor Ort in Sinuiju, in dem einzigen Hotel am Platz, wo wir uns abends treffen und uns nach dem Stromabschalten bei Kerzenlicht unterhalten. «Rubbish», es gibt viele, die nicht genügend zu essen haben, aber Hunger und «starvation» wie nach 1984 in Äthiopien oder nach 1990 in Somalia gibt es hier nicht.

Der Mann heißt Dharmadasa Serasaghe und weiß, wovon er redet. Er kommt aus Colombo. Die Regierung, sagt er, habe ein gutes staatliches Verteilsystem. Aber eigentlich braucht die gesamte Stadtbevölkerung Nahrungsmittellieferungen. In Sinuiju fängt auch halblegal so etwas wie ein kleiner Bauernmarkt an. Wir sehen das von der Hauptstraße, sollen aber nicht dort hin. Das wäre nicht erlaubt, und eben auch nicht repräsentativ.

Das Land hängt am Tropf der Nahrungshilfe

In den nächsten Jahren, ob es Überschwemmung oder Dürren geben wird oder nicht, fehlen pro Jahr ungefähr 1,3 Mio. Tonnen Nahrung.³ Die Regierung hat dem *United Nations Development Programme* (UNDP) mitgeteilt, man wäre in der Lage, maximal 500 000 Tonnen Reis kommerziell einzukaufen. Das würde also bedeuten, daß das Land auf jeden Fall in den nächsten Jahren einen Hilfsinput von 700 000 bis 800 000 Tonnen Reis jedes Jahr braucht.

Experten allerdings sagen: Es gab wahrscheinlich nie bei den Nahrungsmitteln eine wirkliche Autarkie. Die alte Regierung, die noch auf zahlende Freunde rechnen und zählen konnte, hat immer die Statistiken gefälscht. Es galt bei Kim Il Sung – daß man einer Hektare 8,6 Tonnen Reis entringen kann. Vielleicht hat das schon damals nicht gestimmt. Heute stimmt es noch weniger. Dazu: die Fahrt von der Hauptstadt Pjöngjang nach Sinuiju erinnert mich an eine andere Hungerprovinz der achtziger Jahre: Tigray in Äthiopien. Auch dort waren die Berge und Hänge damals alle braun und grau, abgeholzt. Bei einem großen Regen wird die Katastrophe sinnfällig. Die Berghänge verlieren noch den allerletzten Humus, alles rast ins Tal. Die Landschaft auf den Hügeln und Bergen in Nordkorea gleicht der von Tigray. Man hat hier mit den Wäldern und den Bäumen einen solchen Raubbau getrieben. Und tut es noch weiter, daß die nächsten Überschwemmungs- und Dürre-Katastrophen schon voraussagbar sind.

Ich frage meinen Begleiter, der lange Zeit Germanistik an der Humboldt Universität in Berlin studiert hat, ob es im Land periodisch zu solchen Überschwemmungen wie 1995 kommt. Nein, sagt er, die letzte dieser Gewalt hätte sich vor über 100 Jahren ereignet. Nur die nächste Überschwemmung wird sehr viel

³ Vgl. die Berichte von Médecins sans frontières in: *Libération* vom 1. April 1998, S. 8f. Angekündigt ist: J.-L. Domenach, *L'Asie en danger*. Ed. Fayard, Paris 1998.

schneller kommen. Und in diesem Jahr hat man ja schon eine Dürre, die dazu führt, daß die Stauseen nicht genügend gefüllt sind, um zureichend Elektrizität zu produzieren. Beide – Überschwemmung wie Dürre – sind Folgen der hemmungslosen Abholzung. Zusätzlich wird auch aus den wenigen Wäldern der Humus-Boden weggeschaufelt und auf die Reisfelder der Ebene gebracht. Ebenfalls mit der Folge, daß die Bäume dann zusammenbrechen.

Das wäre, so denke ich mir, während wir auf dieser autolosen Straße gegen Norden fahren, ein Land, das man Ernst Ulrich von Weizsäcker, seinem Wuppertaler Institut und Greenpeace zur Treuhand übergeben müßte. Nur mal, um eine Ökologie-Politik an einem Ort der Welt zur festen Leitlinie der Politik zu machen. Hier soll der Individualverkehr nie stattfinden, wie mir mein Begleiter noch einmal versichert. Nur, die Funktionäre und die Hilfsorganisationen haben Autos. Die UNO hat schon 27 Toyotas, was die Regierung heftig beunruhigt. Jedes Auto mehr von einer NGO schafft immer größere Kontrollprobleme. Wie soll man dieser Bewegung mit der Kontrolle und den Kontrolleuren Herr werden?

Alte diplomatische Seilschaften

Es macht den Eindruck des *déjà vu*, dieses eingezäunte Diplomatenviertel von Pjöngjang. Ja, so ähnlich sah es in jedem Ostblockland, in Havana und in Luanda, in Hanoi und Saigon aus. Die Deutsche Welthungerhilfe und ihr Vertreter Hubertus Rüfer sitzen in einer großräumigen Etage der alten Bulgarischen Botschaft. Die Wiedervereinigung hat der Deutschen Bundesrepublik in Pjöngjang ein Geschenk hinterlassen, das man am liebsten dankend abgeschrieben hätte. Die DDR-Botschaft war natürlich eine der ganz großen, wenn nicht die größte. Bonn hat aus der Not eine Tugend gemacht: Es sitzt in der Botschaft die diplomatische Mission der Schweden, die Flagge Schwedens weht über dem Botschaftscompound, weil Schweden die Schutz-machtvertretung der Deutschen akzeptiert hat. Der schwedische Vertreter kommt aber nur alle drei Monate einmal vorbei. Während der deutsche Vertreter, Peter Maliga, hier permanent anwesend ist, allerdings – da es keine diplomatischen Beziehungen gibt – hier nur das «Büro des Schutzes der Interessen der Bundesrepublik Deutschland» leitet.

Warum wir keine Beziehungen zu Nord-, wohl aber solche zu Südkorea haben? Einmal sind das noch Gründe der Hallstein-Doktrin. Die Südkoreaner lehnten es ab, die Existenz der DDR wahrzunehmen. Die Nordkoreaner gaben den Leuten aus der DDR den roten Teppich. Deutschland will ein Unrechtssystem, in dem es mutmaßlich mehrere tausend politische Gefangene gibt, nicht anerkennen. Letzter Grund: Solange die USA das nicht wollen, wird Deutschland wohl keine Beziehungen zu Nordkorea aufnehmen.

Immer wieder fragt man sich in diesem Land, warum es hier so viele Waisenkinder und Waisenhäuser geben soll. Die Antwort ist möglicherweise ganz einfach. Weil es so viele politische Gefangene gibt! Weil so viele politische Gefangene in den Gefängnissen für längere Zeit oder lebenslang einsitzen. Oder dort erfroren sind.

Mitte November 1997 kam auch ein Schiff aus Kuba mit 10 000 Tonnen Zucker an. Ein Schiff, das der maximo lider Fidel Castro dem einzigen orthodoxen Verbündeten auf dieser Welt geschickt hat. In dem Communiqué, das zu dieser Hilfslieferung aus Kuba verlesen wird, heißt es, daß dieser Zucker für die Koreaner dazu beitragen wird, daß der Sozialismus siegen werde.

MSF – überraschenderweise wieder mit einem Office zugelassen

Die französische Organisation *Médecins sans frontières* (MSF) war schon Anfang 1997 in Nordkorea, wurde aber wegen zu starker publizistischer Begleitmusik, die sie von Nordkorea aus organisierte, aus dem Land hinausgeworfen. Auf Grund alter

Verbindungen über die französische Regierung zum Staatsoberhaupt von Kambodscha, König Norodom Sihanouk, gelang der französischen Organisation der Wiedereinstieg in Nordkorea. König Norodom Sihanouk hat während seines turbulenten politischen Lebens die unterschiedlichsten Verbündeten gehabt. Er bekam eine große Residenz auf Lebenszeit in Peking zugewiesen, die er unter Mao Tse Tung wie unter den Nachfolgern auf Kosten der chinesischen Regierung beanspruchen konnte und kann. Gleichzeitig kam Pjöngjang und Kim Il Sung dem von den Roten Khmer und dann später von Vietnam (1978–1989) bedrängten König zu Hilfe und stellte ihm in Pjöngjang eine große Residenz zur Verfügung. Die Dankbarkeit für die Hilfe in der Stunde der existentiellen Not Kambodschas wirkt weiter nach. Ähnlich wie Nelson Mandela in Südafrika sich nicht auf Zuruf Washingtons daran hindern läßt, zu Kubas Staatschef Castro wie Libyens Präsident Muammar Al-Gaddafi gute Beziehungen zu unterhalten, so auch Norodom Sihanouk gegenüber Nordkorea. Die Leibwache Sihanouks im Königspalast von Phnom Penh besteht ausschließlich aus Nordkoreanern. Norodom Sihanouk war, auch einer der älteren, die dem neuen Präsidenten, Oberbefehlshaber und Generalsekretär der Koreanischen Arbeiterpartei, Kim Jong Il, zu seiner «Wahl» gratuliert haben, und das, wie man der Zeitung «Pyöngyang Times» entnehmen kann, in überschwenglichen Worten. Sihanouk hat daher in Pjöngjang eine unüberhörbare Stimme. Er setzte sich für die Präsenz und das Büro der französischen Organisation ein. Also kam MSF im Herbst 1997 wieder nach Nordkorea.

Nordkorea vor dem Zusammenbruch?

Das Land steht nicht vor einem Bürgerkrieg. Man darf die Leiden der Vergangenheit dabei nicht übersehen. Nordkorea, ja, auch Südkorea warten ver- und erbittert immer noch auf eine Wiedergutmachung der Japaner, die in Korea die großen Unterdrücker und rassistische Vergewaltiger waren. Millionen junger Koreaner sind von den Japanern zur Zwangsarbeit rekrutiert worden, 200 000 sogenannte *Comfort-Frauen* waren für die japanischen Soldaten Lust-Objekte – also Vergewaltigungsoffer. Daß Kim Il Sung schon vor dem Zweiten Weltkrieg den Kampf gegen die Japaner aufgenommen hat, hat ihm bei den Koreanern einen Mythos eingetragen – wie dem schrecklichen Stalin, der ja nun auch den großen vaterländischen Krieg gegen Hitler erfolgreich zu Ende brachte.

Nordkorea ist ansonsten die letzte Schlacht, die nach dem Kalten Krieg und zu dessen Beendigung geschlagen wird. Das Land ist absichtlich und aus Versehen in der Zeit des Kalten Krieges hängen geblieben. Absichtlich: Es bleibt ja die nördlich-sozialistische Hälfte des Landes, das Gesamt-Korea heißt: Es ist sozusagen die DDR Gesamtkorea. Es hat wohl nie einen solchen Unfug betreiben müssen, wie den Verzicht auf die Nationalität, die ja ein und dieselbe bleibt.

Vietnam hatte 1975 seine Vereinigung aus eigener Kraft gegen die Amerikaner durchgesetzt; das bleibt der unüberholbare Ruhmestitel des Landes innerhalb der blockfreien bzw. Trikont-Länder. Auf der Halbinsel Korea wird immer noch Kalter Krieg gespielt mit Manövern um den 38. Breitengrad, als würden wir im Jahre 1955 leben. Jetzt wieder regt sich die Regierung von Pjöngjang auf über die Manöver, die die US-Marine mit Südkorea und den Japanern zusammen durchführt. Die Amerikaner, so darf man vermuten, werden natürlich nicht ohne weiteres auf das militärische Glacis verzichten, das ihnen Südkorea frei Haus bietet.

Der Konflikt zwischen Nord- und Südkorea paßt nicht in die Landschaft nach 1989. Es kann sein, daß man in Pjöngjang nicht wirklich mitbekommen hat, wem die Stunde heute schlägt. Nämlich dem, der seine Wirtschaft konkurrenzfähig macht, das Land für den Markt öffnet, nicht nur ein Investitionsgesetz und ein Joint-venture-Gesetz macht, sondern auch die Rahmenbedingungen verbessert. Solange noch unter den zwei verschiedenen

Fraktionen der Monopartei in Pjöngjang darum gefeilscht wird, ob bestimmte Teile der alten Ideologie über Bord gehören, ob Fremde eingeladen werden sollen, ob die Visa-Bedingungen erleichtert werden oder nicht, wird die Zeit über Nordkorea hinweggehen.

Die Freihandelszone Rajin Sonbong am Zipfel des Landes, wo praktisch China und Rußland zusammenstoßen, funktioniert nicht. Das Land müßte sich dazu einem Dialog stellen, und es dürfte nicht weiter die Staatengemeinschaft nur vor den Kopf stoßen. Daß man mehr und mehr mit der Weltwirtschaft verflochten wird und die Rechnung dafür tragen muß – das kann man mit bloßem Auge sehen.

80% der Industrie liegen brach, nur 20% arbeiten. Da mag Magnesit ein wichtiger strategischer Exportartikel sein, von dessen Weltreserven Nordkorea die Hälfte beherbergt. Das klang mir bei allen Gesprächen so wenig verheißungsvoll wie in Afrika: die gebetsmühlenartige Wiederholung, daß das Land potentiell reich sei. Das nützt Ländern wie Angola, Zaire-Congo bis heute gar nichts, daß sie potentiell reich sind. Man muß aus dem Reichtum eines Landes etwas machen!

Der nächste Winter kommt bestimmt: minus 35 Grad

Der Winter steht vor der Tür. In der Nacht wurde es in Sinuiju schon minus 14 Grad Celsius. Die Reisfelder froren an, der gut bewässerte Boden war am nächsten Morgen steinhart wie Zement geworden. Die Radfahrer auf den Deichen hielten sich das linke Ohr zu, so scharf und eisig war der Wind, der aus der Mandschurei und aus Sibirien hierher herunterfegte. Die Frauen waren eingepummelt, Schulkinder gingen mit ihrem kleinen roten Ranzen und dicken Mützen zur Schule.

Die Menschen leben in diesem Land miserabel. Aber sie verhungern bis jetzt nicht. Sie halten viel aus. Wenn überall in den kleinen Orten um achtzehn Uhr der Strom abgeschaltet wird, dann können die Menschen nur noch mit der wenigen Schlammkohle versuchen, sich die nötige Wärme hereinzuholen. Holz gibt es kaum noch. Überall an Straßen und an Plätzen machen sich Menschen ein kleines Feuerchen, um sich aufzuwärmen. Und in Sinuiju sagte man mir, das wäre noch nichts, die Temperaturen würden im Januar und Februar auf minus 35 Grad sinken.

ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1998:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-
Deutschland: DM 58.- / Studierende DM 40.-
Österreich: öS 430.- / Studierende öS 300.-
Übrige Länder: sFr. 47.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700

Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Johann Baptist Metz

Theologie des vermißten Gottes

Freitag / Samstag, 15. / 16. Mai 1998

Tagung mit Johann Baptist Metz und Tiemo Rainer Peters
anlässlich des 70. Geburtstages von Johann Baptist Metz

Info und Programmbestellung:

Paulus-Akademie, Postfach 361, 8053 Zürich
Telefon 01 381 37.00, Fax 01 381 95 01

Der Sinn der Besuchsdiplomatie

Die «Pyöngyang Times», die mit unserer Vorstellung einer Zeitung wenig zu tun hat, vermeldet jeden Tag die Besucherdelegationen, die nach dem Ritual am Monument des großen unsterblichen Kim Il Sung ihren Kranz oder ihr Blumengebinde hinlegen, darauf dem Mausoleum einen Besuch abstatten, dann dem Gott-Sohn Kim Jong Il ein Geschenk überreichen. Die Rituale sind noch in Kraft, aber man führt sie durch wie eine rituelle Geste, die als Folklore da ist, aber nicht mehr viel bedeutet. Es ist eben so, daß in jeder Stadt die Monumente aufgebaut sind. So war es auch in den letzten fünf Jahren des Mobutu-Regimes: Der 21. November, der Tag von Mobutus Machtübernahme, wurde begangen, aber der Tag bedeutete nichts mehr. Die Schriften von Kim Il Sung, die überall in Vitrinen und Bookshops herumliegen, am Flughafen sogar mit dem Angebot «Free Service», reizen niemanden mehr, auch nicht zum Einsacken oder Mitnehmen!

Das Land spielt sein extravagantes Kino in der Architektur und in den Symbolen, aber das Kino wird immer weniger wichtig. Die Kino-Fraktion hat nicht mehr die Kraft, die Realität zu beeinflussen. Deshalb wohl hat es im Politbüro eine Auseinandersetzung gegeben zwischen denen, die 1995 den Hilfsappell herausgaben (im «günstigen Moment» der Überschwemmung), und denen, die sagen, daß der Hilfsappell allein der Anfang vom Ende der Juche-Philosophie ist.

Ein Staat, der auf dem Fundament der totalen Autarkie aufbaut, muß dieses Fundament zerstören, wenn er fremde Organisationen aus dem imperialistischen Ausland in das Land hineinläßt. Zusammenbrechen wird das Land noch lange nicht, dafür gibt es weder Bereitschaft zur Opposition geschweige zur Rebellion.

Aber sachte, langsam kann sich und wird sich das ändern. Die Frau, die ich traf, die lange Zeit in Frankreich lebte, die verstand, ohne es zu sagen, was ich dachte, ehe ich es gesagt hatte: So kann es nicht weitergehen. Am Abend im Gästehaus der Regierung der ganze Charme dieses Landes. Nirgendwo mußte ich – aus Afrika mit dieser Sorge imprägniert – besorgt sein, beklaut zu werden. Mein Tonband wurde mir ins Zimmer gebracht, als ich es am Abend im Restaurant liegen gelassen hatte: Es war wieder Stromausfall, und wir, der Kollege aus Sri Lanka und ich, konnten unsere Hand nicht mehr vor Augen sehen. Eine chinesische Delegation saß mit im Raum. Sie kauft den guten Reis aus Nordkorea, gibt dafür im Austausch den matschigen, qualitativ weniger wertvollen Reis. Den Zwischenwert gibt man in die Kassen der Lokalregierung. In der Nacht fällt die Heizung aus, bis minus 14 Grad fällt draußen das Thermometer. Es fällt dem Europäer schwer, am Morgen das einigermäßen angewärmte Bett zu verlassen.

Am Fenster sehe ich viele Menschen, die gebückt über der Lenkstange ihr Fahrrad anschieben, bepackt mit großen Lasten, mit Kohlköpfen, Tomaten und mit anderem, auf dem Weg zu den halb verbotenen kleinen Bauernmärkten. Wie eine Szene aus Romanen Leo Tolstojs oder aus Dostojewskis «Aufzeichnungen aus dem Totenhaus». Diese Menschen, und wie sie ihr Leben meistern und fristen, kann ich nur bewundern. Wir sollten ihnen helfen.

Rupert Neudeck, Troisdorf